UNIV OF
TORONTO
LIBRARY

Gesammelte Schriften

von

Marie von Ebner-Eschenbach.

Neunter Band:

Erzählungen.

Fünfter Band.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1905.

E1685

1283

Erzählungen

von

Marie von Ebner-Eschenbach.

Fünfter Band.

14/5/07
82194

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1905.

Alle Rechte vorbehalten.

Glaubenslos?

I.

„G'nug g'schimpft, Bauer," sagte der Großknecht Seppl mit unendlichem Gleichmut und machte einen Katzenbuckel, um die Joppe, die ihm über den Rücken herabzurutschen begann, festzuhalten.

Der Bauer wurde noch zorniger; er stieß mit vom Schreien bereits heiserer Stimme neue Flüche hervor, ballte die Faust und drohte dem vor ihm stehenden schönen, kräftigen Burschen.

Sein Anwesen, sein Weib, sein Kind hätte Ambros Kogler in diesem Augenblick darum gegeben, aufspringen, den Seppl an der Gurgel packen und erwürgen zu können. Aber der Bauer mit seiner Hühnengestalt, seinem Stiernacken war ein ohnmächtiger, geschlagener Mann. Gelähmt an beiden Beinen seit zwei Jahren, und elend krank seit etwas mehr als vier, da er den unglücklichen Sturz beim Abstieg von der Sängerwand getan. Dort oben auf der Alm hatte er gar oft nach seinen Kühen sehen müssen im Sommer 1886. Früher war das freilich nicht nötig gewesen; auf die alte Sennerin konnte man sich verlassen; aber die junge, lustige, schwarzäugige Lisel

brauchte Aufsicht. An der ließ Ambros es denn nicht fehlen, und die Dorfbewohnerschaft ebensowenig an Glossen darüber. Es war ein arges Klatschnest, das Gebirgsdörfchen Schrau in der Nähe von Heiligenbrunn; niemand durfte sagen, daß besonders viel Gemütlichkeit dort zu Hause sei.

„G'schiecht ihm recht, dem alten Schippel," hieß es, wenn er vorüberhinkte, das Gesicht schmerzverzerrt, brummend über die verfluchten Beine, die nicht mehr gehorchen wollten. „G'schiecht ihm recht, hat ein schönes, braves Weib und lauft dem pfiffigen Dirndl nach, das von ihm nix mag als sein Geld."

Wie oft hatten sie es so laut gesagt, daß er's hören mußte, wie oft es leise gezischelt hinter ihm her: „G'schiecht ihm recht," und nun verfolgte es ihn. Er las es auf der Stirn seines Weibes, in den unschuldigen Augen seines Kindes. Wenn er vor seinem Hause saß im Rollstuhl, den Kopf in die Kissen zurückgelehnt, stundenlang allein — weil er's so wollte, weil er Gesellschaft nicht brauchte — und den Himmel anstarrte, stand es auf einmal da, geschrieben im Blau: „G'schiecht ihm recht," — und in seinen schlaflosen Nächten, während die Krankheit an seinen Knochen nagte, klang es ihm in den Ohren: „G'schiecht ihm recht!"

Jetzt fuhr er zusammen wie gebissen . . . den verächtlich verzogenen Mund seines Knechtes hatten die verdammten Worte umzuckt. „Du Hund!" schrie er ihn an.

„G'nug g'schimpft", wiederholte Seppl, immer un-

erschütterlich gelassen. „Die Dachdecker haben's dem Bauern selber g'sagt, sagen's, anders tun sie's nit als um den Preis. Will der Bauer nit? Gut. Muß halt im Winter fleißig Schnee ausg'schaufelt werden im Stall." Er machte ein paar kurze Züge aus seinem „Nasenwärmer", schielte nach der Sonne, die hinter den zackigen Felsspitzen des Zinnberges versank, und wandte sich zum Gehen.

„Schuft bestochener!" keuchte Ambros, „da bleibst, Diebskerl . . . Wohin? du . . ."

„Futtern," fiel Seppl ein und schritt unbekümmert weiter.

Das Geschrei Koglers verwandelte sich in ein Brüllen — und nun trat ein blasses, junges Mädchen aus dem Garten neben dem Hause: „Um Gotteswillen, der Vater," sagte sie mit einem scheuen Blick nach dem Alten, und setzte leise hinzu, da Seppl mit etwas verlegenem Gruße an ihr vorüber wollte: „Hast ihn wieder geärgert?"

„Ich nit ihn, er sich selber," erwiderte der Knecht und sah sie von der Seite an.

In seinen dunkeln Augen erglomm ein sanftes, warmes Licht, ein Ausdruck liebevollen Mitleids belebte die unbeweglichen Züge des, wie man ihn nannte, hölzernen Seppls: „'s Bronerl kennt ihn ja, mir tut nur leid um Sie, Sie wird's jetzt kriegen," murmelte er, lächelte ihr zu und setzte seinen Weg fort.

Der Bauer schäumte, stieß seine Tochter, die sich ihm angstvoll und zagend genähert hatte, von sich, und schwor, den Seppl aus dem Haus zu jagen, gradaus ins

Kriminal. — Sein Zorn übernahm die Rolle der Phantasie und spiegelte ihm vor, er halte sie bereits fest, da in seinen Händen, die Beweise, die den Knecht brandmarken sollten als einen von allen Handwerkern, die für den Hof arbeiteten, bestochenen Betrüger.

Während er schrie und gestikulierte, war eine große, sehr zerlesene Bibel, die auf seinem Schoße gelegen hatte, zu Boden gefallen. Ihr folgten die Brille und ein Buchzeichen aus durchbrochenem Kartenpapier, das die zierlich in roter Seide gestickte Widmung trug: „Von deiner dankbaren Tochter."

Eine Klosterarbeit, ein Andenken an die glückseligen Stunden in der Schule bei den guten Nonnen, die für das verprügelte Kind nur Aufmunterung und Lob hatten.

Vroni kniete nieder, hob die zu Boden gefallenen Sachen auf, und legte sie auf den Sessel neben dem Rollstuhle Koglers. Das Buchzeichen war zerknittert, sie suchte es glatt zu streichen. Dabei beugte sie sich immer tiefer, während die Stimme ihres Vaters über ihrem Haupte wie ein Gewitter grollte.

Jedes seiner Worte traf, sie glaubte ihm alles, sie hatte ihn Roheiten genug gegen Schwächere, als er war, ausüben gesehen, um ihn der ärgsten fähig zu halten.

„Aufg'schaut!" brach er los: „Mir in die Augen g'schaut . . . Ja so, traust dich nicht, hast ein schlecht's G'wissen?"

Sein ewig Nahrung suchendes Mißtrauen hatte plötzlich neue und sehr ausgiebige gefunden: Die hält's mit

dem Seppl! Weil sie hört, daß er weggejagt wird, kriecht sie vor Schrecken in sich zusammen. Ja, ja, er meinte es schon gemerkt zu haben, daß der Großknecht um sie herumschlich wie die Katz ums Vogelnest. Sie natürlich sitzt ihm auf, dem bocksteifen Kerl mit dem leeren Säckel, der jetzt in der Wirtschaft herumkommandiert und sich für unentbehrlich hält. Sitzt ihm auf, wie sie einst den Nonnen aufgesessen ist, denen auch gelüstet hat nach dem Erbe der Koglertochter . . . Zum Glück lebt er noch, der Bauer, allen zur Strafe, die ihn gern begraben hätten, schon hundertmal.

Vroni war aufgestanden und blickte mit Grauen in sein aufgedunsenes Gesicht.

Der selbe Gedanke erwachte zugleich in ihnen beiden. Für den Bauern ein Grund nie versiegenden Grolles, für Vroni die Erinnerung an das einzig Gute und Schöne, das sie in ihrem jungen Leben erfahren hatte.

„Unsere Bravste!" wurde sie vorgestellt, wenn der Herr Pfarrer, bei seinen regelmäßigen Besuchen der Spittler im ersten Stock des Hauses, auch einmal in der ebenerdig gelegenen Arbeitsschule vorsprach . . . Die Arbeitsschule! das bedeutete für Vroni den Himmel auf Erden, den Frieden, die Liebe. War sie abends gescholten oder gar zerbläut zu Bett gegangen, sie schlief doch sanft und glücklich ein, mit der Hoffnung auf den Morgen, der sie wieder finden werde auf dem Wege zu ihrem irdischen Paradiese.

Dort traf sie regelmäßig als die erste ein und genoß

dafür allerlei Vorzüge; sie durfte die Blumen begießen, die auf den Fenstern standen, das Lämpchen vor dem Muttergottesbilde am Eingang anzünden, sie durfte sich auch den Schwestern nützlich machen beim Betreuen eines greisen Ehepaares, das auf Gemeindekosten — das heißt für einige Raummeter Holz jährlich — im Kloster untergebracht war.

Arme Leute, einst arbeitsam und harmlos, jetzt halb blödsinnig und sehr boshaft geworden, durch das Alter, das Siechtum, den erzwungenen Müßiggang. Grenzenlos war die Langmut, deren sie bedurften und die sie erfuhren. Die alte, selbst schwerleidende Schwester Therese stand nach einer, in qualvollen Gesichtsschmerzen durchwachten Nacht frisch und heiter in der Krankenstube. Ihr Anblick schon brachte Trost und Aufmunterung; immer hatte sie ein gutes Wort oder, wenn's galt, einen Scherz bereit. Sie lüftete, wusch, fegte und war bei der Arbeit die Rüstigkeit selbst.

Schwester Cornelia, die junge, die schöne, leistete indessen die niedersten Dienste bei den greisen Kindern mit der freudigen Demut einer Heiligen. Grobheit, oft tätliche, war der Dank, den sie erfuhr, und fast schien's, als dürfte sie nach ihm, als gebühre sich's zu leiden um die Gunst, die Wunden an den Füßen des Mannes verbinden, die blinden Augen des Weibes pflegen zu dürfen.

Broni sah das alles mit an, in großer Liebe und Bewunderung. Das Beispiel wirkte, sie wollte es befolgen. Eine Klosterfrau werden, eine junge, schöne wie

Schwester Cornelia, galt ihr bald als der Inbegriff des Erstrebenswerten.

Ihrer Mutter hatte sie von ihrem Zukunftstraum erzählt, und die Mutter hatte dazu gelächelt, sie geküßt, ihr die Wangen gestreichelt und die blonden, die langen, dichten Zöpfe des Töchterleins durch die Finger gleiten lassen.

Eines Tages, als Vroni glücklich und froh aus der Schule heimgekehrt war, hatte sie den Vater allein in der Stube getroffen. Er saß am Fenster, die Pfeife im Munde, dampfte gewaltig und seufzte nach jedem Zuge tief und schmerzlich auf. Das Kind wußte sofort, daß er sich in der weichen Stimmung befand, die ihn manchmal nach einem besonders heftigen Zornesanfall ergriff. Er streckte ihr die Hand entgegen; sie glaubte Tränen in seinen Augen zu sehen. Da ging ihr Kinderherz über, und sie vertraute dem Vater den stillen Wunsch, der es erfüllte. Nicht eine Silbe sprach er, ließ sie ganz ausreden, erhob sich, nahm seinen Hut, schlug ihr damit ins Gesicht, daß sie taumelte, und ging mit dröhnenden Schritten aus dem Hause, geraden Weges dem Kloster zu.

Von der Stunde an durfte Vroni die Schule nicht mehr betreten.

Aus den Klauen der Nonnen hatte ihr Vater sie gerettet; sollte es nur geschehen sein, damit sie jetzt in die eines geldgierigen Habenichts falle?

„Beicht!“ schrie er sie an und packte sie am Arme.

„Mir sollst beichten, nicht den Pfaffen. Was hast mit der Kanalli?"

„Mit wem?" stotterte sie; er aber wiederholte:

„Beicht! . . . Was habt's miteinander ausg'macht hinter mein'm Rucken?"

Sie verstand ihn anfangs nicht, sie las es erst allmählich aus seinen wild abgebrochenen Reden zusammen, was er meinte. In ihr bäumte eine Entrüstung sich auf, um so qualvoller, als sie ohnmächtig war.

Nicht abgestumpft, nein, nein! aufs höchste gereizt und empfindlich gemacht hatten sie die Mißhandlungen, die sie erduldete, seitdem sie lebte. Wenn sie Worte gefunden hätte für den dumpfen Vorwurf gegen den Vater, der ihr atembeklemmend auf dem Herzen lag, hätte sie gesagt: Ich, verliebt? Nur die Lebenden lieben, und ich lebe ja nicht, neben dir lebt man nicht, man leidet und bangt nur. Besinnt sich je einmal die bedrückte Seele, daß sie jung ist, und treibt ein Keimlein, du zertrittst und zerstampfst es gleich. Ach, wäre ich stark und hätte eine fröhliche Natur wie der liebe Bursche, der uns gestorben ist, aus dem Hause nur braucht ich zu springen, und alles wäre gut. Du hast auch ihn gequält, du kannst nicht anders. Aber ihn verfolgten die Furcht, der Abscheu nicht. Er ließ sie und den Gedanken an sie zurück im trostlosen Daheim. Draußen, erlöst vom Fluche deiner Nähe, bei den fremden Menschen, die du schmähst und verachtest, jubelten seine Jugend, seine Kraft sich aus . . . Ich bin anders — ich fühle deine Gegenwart

immer; die Angst vor dir weckt mich aus dem Schlafe, vergällt mir immer Essen und Trinken, erstickt jedes Fünkchen Freudigkeit in mir . . . Weißt du das nicht? Hältst mich einer andern Empfindung noch fähig? Bist so blind, daß du dein eignes Werk nicht siehst, du Tor, der eine lebendige Quelle zerstört hat, und sich einbildet, sie sprudle.

„Der Vater meint, ich hab den Seppl gern" — sie würgte anfangs die Worte mühsam hervor, dann, ganz von selbst, drängten sie sich auf ihre Lippen, brachen hervor ohne ihren Willen, gegen ihren Willen, daß sie, der Feigling, über diese Äußerung einer ihr fremden Macht in ihrem Innern erbebte: „Ich hab niemanden mehr gern, nicht einmal einen Hund, seit der Vater meinen alten Scholi totgeschlagen hat."

Der Bauer starrte sie an. Wie — ein Vorwurf? . . . Er fordert Rechenschaft von ihr, und sie antwortet mit einem Vorwurf? . . . Steht die Welt auf dem Kopf? Hat das Verhältnis zwischen Vater und Kind einen Purzelbaum gemacht? . . . Na, freu dich, wart, er bringt's wieder zurecht.

Allerlei Rachepläne durchkreuzten sein Hirn, doch war er unfähig, ihnen Ausdruck zu leihen; er stieß nur Beschimpfungen aus und preßte den schmächtigen Arm seiner Tochter zusammen, daß sie sich wand in lautlosem Schmerze.

Zwei Mägde, die Rechen auf den Schultern, kamen links von der Wiese her, die das Gehöft bis an den

Saum des Waldes halbkreisförmig umringte. Mitleidig blinzelten sie dem gefolterten Kinde zu und schlüpften ins Haus. Fast unmittelbar darauf erschien unter der Tür eine schlanke, hohe Frauengestalt in einfacher, dunkler Kleidung. Ein im Nacken geknüpftes schwarzseidenes Tuch umschloß ihren würdevoll getragenen Kopf und verbarg die reichen Haare, deren Scheitel wie ein Marderfell schimmerte.

„Ambros," sprach sie mit tiefer, ruhiger Stimme, und er ließ ein undeutliches Brummen vernehmen und zog die Hand vom Arme des Kindes zurück. Sein Weib schritt die drei Stufen, die zum Eingang des Hauses führten, langsam herab.

Ein freudiger Schein war über das Gesicht Vronis geflogen beim Anblick der Mutter. Da kam Hilfe und Rettung. Mit sehnsüchtiger Begeisterung schaute sie zu der Nahenden hinauf. Wer in der ganzen Welt ist so schön und herrlich wie eine Mutter? fragte sie sich — und allzusehr schmeichelte ihre Liebe nicht. Manche Jüngere konnte die Bäuerin beneiden und tat es redlich, um den Glanz ihrer feurigen Augen, um die blanken Zähne. Die Stirn war nieder und gerade, die Nase kräftig, leicht gebogen . . . Wenn nur um den Mund mit den roten, vollen Lippen der bittere Zug nicht läge, der selbst beim Lächeln nicht verschwindet und dem Herzen ihres Kindes so weh tut.

Sie befahl Vroni, ins Haus zu gehen und Anordnungen zu treffen zum Empfang eines Gastes. Ein

kleiner Tisch sollte herausgetragen, Wein und Brot gebracht werden.

Das junge Mädchen gehorchte, und Ambros rief: „Kommt er?“

„Er kommt.“

„Wer hat's g'sagt?“

„Die Resl hat ihn von weitem g'sehn.“

„Wo?“

„Unten auf der Brucken.“

„Beim Nußbaum?“

Die Frau nickte.

„Da kommt er richtig wieder,“ sprach der Bauer, sehr erfreut über die Mitteilung, aber durchaus nicht gesonnen, es merken zu lassen.

„No ja — seine Schuldigkeit is, die Kranken besuchen. Nur in acht soll er sich nehmen, daß er mir kein Verdruß macht, nur ärgern soll er mi nit.“

„Er — dich?“ versetzte die Frau gedehnt, und Ambros fuhr fort:

„Die Bibel her! Aus der Bibel will ich ihm's beweisen, daß alles falsch is, was er neulich geschwätzt hat . . . Die Bibel!“ wiederholte er gebieterisch.

Aber seine Frau hatte das Buch vom Sessel genommen, hielt es an ihre Brust gepreßt und sprach, ein paar Schritte zurücktretend: „Ich bitt dich, Ambros, gib Fried mit der Bibel.“

„Hoho,“ lachte er grimmig auf, und sie fuhr sanft zuredend fort:

„Der Herr Kooperator sagt, auf die Auslegung kommt's an, und was verstehen wir von der Auslegung?"

„Wir? wir?" wiederholte er höhnisch. „Du und ich, ein Weibsbild und ein Mann? wir sein gleich, wir zwei — was?"

„Ich hab nur nit sagen wollen du, daß du nit bös wirst. Ich möcht dich gut haben, eh der geistliche Herr kommt, du hast ihn am Samstag völlig gekränkt."

„Kann sein, kann auch sein, daß ihm's heut grad so geht."

„Das tät mir leid."

„Glaub's, so eine heilige Lichtputzen, die alle sechs Wochen beichten tut, die sieht's nit gern, daß ein Stellvertreter Gottes auf Erden," dabei faltete Kobler die Hände und blickte, eine heuchlerische Miene annehmend, zum Himmel, „dasitzt beim dummen Bauern und nit weiß, was er ihm antworten soll."

„Hat er dir nit wie oft schon gesagt, ein Kind fragt mehr in einer halben Stund, als ein Erwachsener antworten kann im ganzen Jahr?"

„Muß ein Esel sein, der Erwachsene; das sag ich. Ich weiß nit, was das heißt, die Antwort schuldig bleiben, und gar ein'm Kind!"

„Ja, du," sagte Frau Anna, und es lag in dieser kleinen Silbe ein niedergehaltener Haß, eine Geringschätzung, die alle Sprachen der Welt nicht auszudrücken vermöchten.

Aus seinem Tone wieder sprach gemeiner, trium-

phierender Hohn, ein widerlich blödes Selbstbewußtsein: „Jo, ich!“

In dem kurzen Gespräche zwischen Mann und Weib türmte sich's wie Berge von Anklagen hinter jedem Worte. Wie oft schon mußten ähnliche zwischen ihnen gewechselt worden sein, um so zu reizen und zu empören, wie es offenbar geschah. Die selben Nerven, in der immer gleichen Weise gezerrt, zuckten krankhaft beim geringsten Anlasse, die wunden Stellen im Gemüte öffneten sich jedesmal rascher und bluteten jedesmal länger nach, und nie und nie ward ihnen Zeit gegönnt zu heilen. Seitdem der Bauer, durch Krankheit zur Untätigkeit verurteilt, seiner Frau die Herrschaft über das Haus hatte abtreten müssen, machte er um so brutaler sein angeborenes Vorrecht geltend, der Höherstehende, der Gescheitere, der Maßgebende zu sein.

Sie hingegen, die in Wirklichkeit war, wofür er sich hielt, der leitende Verstand, die Seele des ganzen großen Anwesens, sie glaubte schon das Außerordentliche getan zu haben, wenn sie zu seinen groben und hochmütigen Reden schwieg, und er täuschte sich meistens über die Ursache ihres Schweigens, legte sie zugunsten der Triftigkeit seiner Behauptungen aus und triumphierte. Worüber er sich aber nie täuschen konnte, das war die Bedeutung ihres selten und immer erst nach schwerem Kampfe mit sich selbst ausgesprochenen: „Ich bitte dich, Ambros.“ — Es klang, wie wenn zwei Eisschollen aneinandergepralt wären, und durchfröstelte ihn und reizte ihn zu der Wut,

in der er dann die niedrigsten Schmähungen seines Weibes, und der Weiber überhaupt, hervorsprudelte.

Die habe ich lieb gehabt — den habe ich lieb gehabt, einzig, heiß, jahrelang, sagten sich dann diese beiden Menschen, und waren so arm geworden und an die Armut so gewöhnt, daß sie an die Tage des Reichtums mit Beschämung, mit verständnisloſem Grauen dachten.

Bei dem Manne, dem trotz seiner Roheit gutmütigeren, verrauchte diese Empfindung mit dem Zorn, der sie erweckt hatte; an der Frau nagte sie unabläſſig, machte sie hart und mitleidslos und unfähig zu verzeihen.

Die Magd hatte einen Tisch herbeigetragen, Frau Anna half ihn sauber decken. Broni kam mit einer Flasche Mailberger und einem Laib Brot und hastete eilends ins Haus zurück. Vor den Bauer wurde eine mächtige Schüssel mit kaltem Kalbsbraten und ein tiefer, bis zum Rande mit gestockter Milch gefüllter Teller hingestellt. Er war den Vorbereitungen zum Abendmahle mit der größten Aufmerksamkeit gefolgt. Die Bibel mußte neben ihn auf den Tisch hingelegt werden, das verlangte er mit solchem Ungestüm, daß die Frau, die sich in Gegenwart der Magd nicht beschimpfen lassen wollte, nachgab. Nun zog er die Fleischschüssel an sich: „Der Kooperator nimmt eh nie nix," meinte er und begann gierig und heißhungrig zu essen. Die vorangegangenen Gemütsbewegungen hatten seinen Appetit geschärft.

Wenige Minuten später hieß die Bäuerin den Erwarteten willkommen.

Der Geistliche war ein Mann von dreißig Jahren, ungewöhnlich groß, mit schmalen Schultern und etwas eingesunkener Brust. Er hatte statt der bequemen, langsam aufsteigenden Straße den steilen Fußweg, der zum Koglerhofe führte, gewählt und ihn rasch zurückgelegt. Nun lüftete er den breitrandigen Hut, dem Ehepaare ein freundliches „Guten Abend, Bauer und Bäuerin!“ zurufend.

Er zog ein Taschentuch aus der langen Soutane und wischte sich den Schweiß von seinem Angesicht und von den kurzgeschnittenen, lichtblonden Haaren, die an der Stirn und an den Schläfen wie Silber schimmerten. Noch blasser als gewöhnlich sah er aus nach dem anstrengenden Marsche und atmete hörbar und stoßweise. Frau Anna erlaubte sich in halb mütterlichem, halb ehrfürchtigem Tone die Bemerkung: Rot müsse eins aussehen, dem ein scharfer Gang gut angeschlagen habe. „Der Hochwürden ist viel zu geschwind gegangen, da verschlagt sich das Blut in die Brust; der Hochwürden erlernt das richtige Bergsteigen nicht.“

„Recht haben Sie, Frau Kogler,“ sagte Pater Leo; „der Bewohner des Flachlandes steckt mir nach zwei Jahren noch immer in allen Gliedern. Ich laufe da herauf in dem selben Tempo, in dem ich von Nöglitz nach Ebenfeld gelaufen bin, aber etwas Schöneres als dort sieht man bei Euch am Ende des Spaziergangs.“

Mit seliger Bewunderung ließ er den Blick über das Tal zu seinen Füßen, über die rötlich schimmernden

Spitzen der Berge gleiten, die den See umschlossen: „Wo es so viel Schönes gibt, da sollte es nur lauter Gutes geben," fügte er nach einer kleinen Pause hinzu.

Kogler hatte seinen Eifer im Verschlingen der für ihn aufgetragenen Speisen etwas gemäßigt seit dem Erscheinen des Geistlichen und lud ihn nun ein, Platz zu nehmen und ein Glas Wein zu trinken.

Der Geistliche setzte sich an seine Seite und sprach, auf die Bibel deutend: „Ihr habt meinen Rat nicht befolgt, habt Euch wohl wieder mit dem Auslegen der Heiligen Schrift zu tun gemacht."

„Richtig erraten! hab auch was g'funden, was Neues," versicherte Kogler, voll Ungeduld, den ‚Auffitzer', den er in Bereitschaft hatte, anzubringen. „Hab heut den ganzen Tag darüber nachdenkt, umasunst."

Er konnte ordentlich Deutsch reden, hatte in seiner Jugend fünf Klassen der Volksschule mit gutem Erfolg absolviert. Hier und da nur, wenn ihm daran lag, recht nachdrücklich zu werden, brachte er ein Wort oder einen Satz im Dialekt.

„Umasunst," wiederholte er, „jetzt aber sind Sie da, geistlicher Herr, und werden mir eine Aufklärung geben. Im dritten Kapitel des Buches Mose steht, daß Gott zu der Schlange, von der die Eva verleitet worden ist, gesprochen hat: Auf deinem Bauche sollst du gehen und Erde fressen dein Leben lang. Und jetzt möcht ich halt wissen, wie hat sie sich denn bewegt, bevor der Fluch Gottes sie getroffen hat? Hat sie Flügel gehabt oder

Füße? sagen Sie mir," sprach Ambros und blickte den Priester dabei dummdreist, mit spöttischer Herausforderung, an.

„Ein siebenjähriger Knabe hat mir jüngst die selbe Frage gestellt, er freilich ganz unbefangen und arglos. Ihr braucht nicht stolz auf sie zu sein," sagte Leo.

„Wenn schon einer gefragt hat, müssen Sie also die Antwort fix und fertig in der Taschen haben," versetzte Kogler, sehr verletzt darüber, daß er mit einem siebenjährigen Knaben in eine Reihe gestellt wurde.

„Erraten! Ich brauche mich auch nicht lange zu besinnen, die Antwort lautet: Ich weiß es nicht."

Der Bauer meinte, auf die Art sei er nicht abzuspeisen; was ihn wunder nehme, sei nur, daß der Hochwürden, der ihn doch kennt, es versucht.

„Und ich wundere mich, lieber Freund," erwiderte Leo, „wie Ihr Freude daran haben könnt, Euch und mir immer von neuem zu beweisen, daß die Bibel für uns manchmal ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch ist. Es hat Zeiten gegeben, da Gelehrte und Weise über Fragen, nicht viel wichtiger als die Eure, jahrelang studiert haben, und in welchen es dann zwischen den Anhängern der verschiedenen Auslegungen zu blutigen Kriegen gekommen ist. Heute halten wir es anders, sollen es anders halten und uns sagen: Was ich in Dingen der Religion zu wissen brauche, lehren mich die heiligen Schriften. Die Kenntnis dessen, worüber sie mich in Zweifel lassen, kann ich entbehren."

„Schlaf, Verstand, schlaf," murmelte Kogler, und der Priester rief:

„Im Gegenteil! wache auf, Verstand, und suche die göttliche Weisheit zu ermessen, die in diesem Buche enthalten ist. Von dem Maße deiner Kraft, deiner Schärfe hängt die Größe des Anteils ab, den du von dem Schatze heben wirst." Leo hatte die Hand auf die Bibel gelegt und mehr zu sich selbst als zu seinem Wirte gesprochen, und so fuhr er fort: „Ob dieser Wunderborn Erbauung, Trost und Wahrheit bietet, ob er Irrtum und Zweifelsqualen erweckt, das hängt von dem Schöpfenden ab."

Kogler machte eine verdrießliche Gebärde. Er bemerkte wohl, daß der Kooperator seinen eigenen Gedanken nachhing und nahm das übel. Wer ihn besuchte, hatte sich ausschließend und jeden Augenblick ganz allein mit ihm zu beschäftigen: „Is mir zu hoch das alles," sprach er gereizt, „der Hochwürden bleibt nit bei der Sach, wir sind weit weg kommen von der Schlangen im Paradies."

„Verzeiht, Kogler," entschuldigte sich der Geistliche und wurde verlegen wie ein bei einem Unrecht ertapptes Kind. Überhaupt war, trotz des Ernstes in seinem Gesicht, trotz der frühen Falten auf seiner Stirn, etwas Kindliches in seinem Ausdruck; es lag um den Mund mit der schön geschweiften Oberlippe, sprach aus den dunkelblauen, milden Augen, deren Blick eine Seele verriet, rein bis auf den tiefsten Grund.

Er suchte das Gespräch von Koglers Lieblingsthema abzulenken, es gelang ihm aber nicht.

„Ich hab noch was," hieß es immer wieder, und immer neue Bedenken brachte der Bauer vor und vergaß Essen und Trinken über dem Vergnügen, zwei Menschen auf einmal zu ‚sekkieren', den Geistlichen und Frau Anna, deren Wangen glühten vor Entrüstung über die albern frevelhaften Reden ihres Mannes. — Kogler hatte seine besten Trümpfe bis zuletzt aufgespart. Der Doktor aus dem nächsten Städtchen, der ihn öfters besuchte, habe ihm mitgeteilt, erzählte er, daß die Sterne lauter solche ‚Erden' sind wie die unsrige, und daß unsere Erde ein Stern ist, aber ein kleiner im Vergleich zu vielen, vielen anderen: „Jetzt sagen Sie mir, Herr Kooperator, is das so?"

Der Priester bejahte es.

„Und da soll der liebe Herrgott", fiel Ambros mit listiger Miene ein, „sechs Tag g'schaffen haben an unserm kleinen Stern, und die Millionen große sind an einem fertig gewesen, an dem er noch dazu die Sonn und den Mond ans Firmament gesetzt hat? — Das kann nit so gewesen sein, das war anders . . . Wie war's? Heraus mit der Sprach. Man hört immer, daß der Hochwürden ein so gelehrter Herr is, möcht auch was davon spüren."

„Die Wissenschaft beantwortet solche Fragen nicht. Haltet Euch an den Glauben, Kogler," erwiderte Leo. „Glauben ist mehr als Wissen und glauben können das höchste Glück."

Die Bäuerin hatte die Weingläser voll geschenkt, und Ambros ermunterte seinen Gast:

„Stärken Sie sich, der da gibt Kraft.“ Mit der Rechten führte er eines der Gläser zu Munde, mit der Linken schob er das andre dem Geistlichen zu. Es geschah jedoch in so schwerfälliger Weise, daß sich das Tischtuch zusammenknüllte und ein Hindernis für das Glas bildete, über das es hinfiel, seinen Inhalt auf den Tisch ergießend.

Der Bauer fuhr auf. Sein Gesicht wurde blaurot bis an die Wurzeln der buschigen Haare: „Da hab ich's,“ schrie er, „jetzt kommt mir der Tod schon herauf in die Pratzen. Am Freitag vor acht Tag hab ich's zum erstenmal gemerkt.“ Er betrachtete den Rücken seiner breiten Faust und schlug ihn heftig gegen die Lehne des Rollstuhls: „Pamstig wie ein schlechter Rettig . . . Grad so hat's angefangen bei die Füß . . . Warum, sagen Sie mir, Hochwürden, warum muß grad ich so elend zu Grund gehen? Tot sein bei lebendigem Leib, das is das Ärgste, und mein Weib . . .“ er hielt inne, er sah zu ihr, die stumm und düster neben ihm stand, empor und: „G'schiecht ihm recht!“ meinte er in ihren strengen Zügen zu lesen.

Ein wutvolles Wimmern entstieg seiner Brust, mit bebender Stimme rief er den Priester an, klagte und tobte gegen die „Seinige“, die von der Gerechtigkeit Gottes zu ihm sprach, noch mehr — von der Liebe und Barmherzigkeit des Vaters im Himmel . . . „Ein sauberer Vater!“ knirschte er.

„Ambros!“ drängte sich's mit angstvollem Stöhnen

über die Lippen seiner Frau: „Verbieten Sie ihm das Lästern, Hochwürden," flehte sie, „er lästert sich um sein Seelenheil. Jesus Maria! So sein, wie der sein Lebtag gewesen is, und sich noch versündigen mit jedem Gedanken und mit jedem Wort. Herrgott . . . so nah der Stund, in der's heißen wird, Rechenschaft ablegen vor'n ewigen Richter! . . . Was will er dem antworten, wenn der ihm sagt: Kein Erbarmen für den Frevler, der mit einer Lästerung auf der Zungen zu mir kommt?"

Kogler starrte sie mit weit aufgerissenen, drohenden Augen an. In Jahren hatte die Frau in seiner Gegenwart nicht so viele Worte aneinander gereiht. Die Schweigsame, der er oft in seinem geschwätzigen Zorne zugerufen: „Hast die Sprach verloren?" öffnete plötzlich den Mund zu langer Rede, in der sie ihn behandelte wie einen Abgeschiedenen, ihn, der vom Tode nur faseln, aber an ihn beileibe nicht ernstlich denken wollte. Sie stellte sich ihren Ehemann schon vor — gestorben, begraben, verdammt . . .

Auch in den Zügen Leos malte sich eine qualvolle Betroffenheit, nur die der Bäuerin blieben unbeweglich; mutig und gelassen erwartete sie das Losbrechen des Sturmes, den sie heraufbeschworen hatte und dessen Nahen der immer kürzer werdende Atem verkündete, der sich pfeifend aus der Kehle des Bauern drängte.

Da — im Augenblick der peinlichsten Spannung, öffnete sich die Tür des Hauses, und Vroni kam herausgeschritten. Sie trug auf einer Platte einen silbernen

Trinkbecher, ihren größten Reichtum und Stolz, ihr Patengeschenk. In einem Glasschränkchen bewahrte sie ihn auf, neben ihrem Gebetbuch und ihren Heiligenbildern. Weder sie noch irgend jemand hatte je daraus getrunken. Das alles war dem Geistlichen durch sie selbst berichtet worden, und als er gefragt: „Wird auch nie jemand aus dem Becher trinken?" hat sie mit einem schwachen Lächeln auf ihrem jungen, leidensmüden Gesichtchen geantwortet: „Der Hochwürden wird schon sehen."

Und nun kam sie und kredenzte ihm in dem mit winzigen Tröpfchen angereiften Becher sein Lieblingsgetränk, frisches, klares Quellwasser vom Koglerhof-Brunnen, das beste weit und breit.

„Dank Ihr, Vroni," sprach er freudig gerührt, „Dank Ihr, Sie Kleine, ja, die Vroni, die weiß, was mir schmeckt. Die Vroni lebe hoch! — Auf ihre Gesundheit!"

Leo hob den Becher, leerte ihn und stellte ihn auf die Platte zurück, die ihm das Mädchen mit ausgestreckten Armen entgegenhielt. Plötzlich fuhr er zusammen. Er hatte auf einem dieser zarten, dünnen Arme vier blutunterlaufene Striemen erblickt. — Ein rascher, fragender Blick auf die Bäuerin, ein Augenwink, und er wußte, was geschehen war, und murmelte vor sich hin: „Wieder und wieder, immer und immer!"

„Ihr seid schrecklich, Ihr seid unverbesserlich," setzte er laut hinzu, als Vroni sich ins Haus zurückbegeben hatte. „Ein Mann wie ein Bär, heute noch, Kogler, und vergreift Euch an einem schwachen Kinde."

„Kooperator," erwiderte Ambros grob, „mischen Sie sich in das, was Sie angeht. Hier ist mein Haus, und hier bin ich Herr."

Leo kreuzte die Arme über seiner heftig arbeitenden Brust; er beugte sich vor und sah Ambros ins Gesicht. „Kogler," sprach er eindringlich und streng, „wißt Ihr, was ich Euch am meisten wünsche? . . . Ich wünsche Euch, daß Ihr Euer Kind nicht überlebt. Die Toten sind oft mächtiger als die Lebendigen . . . Wenn dieses Kind, dem Ihr die volle Last Eures Mißtrauens, Eurer Selbstsucht, Eurer Härte und Grausamkeit aufbürdet, eines Tages unter ihr zusammenbräche . . . Kogler, ich schlage meinen Wert nicht hoch an, ich bin ein armer und sündiger Mensch und denke mir oft beim Anblick des einfachsten und geringsten meiner Brüder: wär ich wie du . . . dann aber, dann, das glaubt mir — möchte ich nicht an Eurer Stelle sein!"

Der Bauer hatte ihn anfangs einige Male zu unterbrechen gesucht, war aber bald still geworden und hatte sich nach der Seite gewendet, um den fest auf ihn gerichteten Augen Leos auszuweichen. Die Toten sind oft mächtiger als die Lebendigen . . . Ja, da hatte der Priester recht, gestand sich Ambros, und rieselnde Schauer durchliefen ihn vom Wirbel bis zur Sohle.

Sein Bub! sein Bub! das erste Kind, das ihm seine Frau geboren, der gesündeste, kräftigste, der einzige von vier Söhnen, den sie aufgebracht hatten. Drei jüngere waren gestorben, noch in der Wiege. Jahr für Jahr

wanderte ein kleiner Sarg aus dem Koglerhofe nach dem Gottesacker. Und dem Einzigen, der blieb, hatte sein Vater die Kindheit und Jugend vergällt, so viel er konnte. Die unausrottbare Fröhlichkeit des Buben war ihm zuwider. Was hatte der Bub zu lachen und zu singen, wenn Trauer im Hause herrschte, oder wenn den Vater die Leber drückte und ihm die Galle stieg? So hatte er ihn mißhandelt, wie er jetzt den „Krietsch", die Broni, mißhandelte, weil sie in seinen Augen eine Kopfhängerin und — das geht immer zusammen — falsch und heimtückisch war.

Trotz alledem liebte Kogler seine Kinder und liebte auch seine Frau, und hatte, wie manche gewaltsame und tyrannische Natur, einen starken Familiensinn. Nur natürlich, alle Rechte für ihn, die Pflichten für die andern. Er sah das Verhältnis zwischen sich und ihnen ungefähr so an, wie das des Jägers zu seinen Hunden. Dieser sagt: Für den Hund, der keine Prügel verträgt, gehört die Kugel; aber für den, der sich prügeln läßt, hat er Schmeicheleien — eine Mutter findet keine süßeren für ihr Kind, das sich an sie schmiegt.

Solche Regungen hinschmelzender Zärtlichkeit kannte auch Kogler gar gut; sie hatten ihn mehr als einmal ergriffen dem Sohne gegenüber, als der noch lebte, und wie oft nach dessen Tode . . . „Mein lieber Bub!" sagte er dann mit einem schmerzvollen Aufschluchzen leise vor sich hin.

Eine lange Pause entstand. Ambros senkte den

Kopf. Erst gestern hatte der Arzt ihm versichert, er könne achtzig werden, stecke mit samt seinen Gebresten in einer besseren Haut als viele Junge, und dabei — jetzt erst kam es ihm mit peinlicher Klarheit zum Bewußtsein — Vroni, die eben aus dem Zimmer trat, ernsthaft, ja traurig nachgesehen. Wie? soll die letzte auch noch vor dem Vater gehen? Soll er wieder zuschauen, wie ein Sarg aus dem Hause getragen wird, dieses Mal einer, dem er das Geleite nicht mehr geben, hinter dem er nicht mehr schreiten kann, die Mütze in den gefalteten Händen, anstandshalber Gebete auf den Lippen, Groll im Herzen ... An seinem Rollstuhl vorüber würde der Zug sich bewegen, die Fahrstraße erreichen, ihre Windungen verfolgen den Berg hinab bis zur letzten, die man vom Koglerhof deutlich übersehen kann, und die um das alte Gemäuer des Kirchhofs bog.

Ambros hatte das ganze Bild vor Augen, und ein großes Mitleid mit sich selbst erfaßte ihn; aber auch Mitleid mit dem Kinde. Wenn er geahnt hätte, daß sie so früh sterben müsse, er wäre anders gegen sie gewesen ... Bitter leid tat sie ihm jetzt. Alle seine Härte schmolz. Eine der plötzlichen Wandlungen vom verbissensten Zorne zu schwachmütigster Empfindelei ging in ihm vor. Er ließ den Kopf noch tiefer sinken, schlug sich auf die Brust, Tränen traten ihm in die Augen, und er seufzte: „Arme Vroni!“

Seine Frau betrachtete ihn mit verächtlichem Lächeln; sie wußte, daß nun kommen würde, was ihr den heftig-

sten Widerwillen einflößte: seine Selbstanklagen, sein Jammern über sich, seine Ausbrüche unfruchtbarer Reue, und — das Ärgste — sein Verlangen nach Liebkosungen, die ihn trösten, ihm beweisen sollten, daß sie ihm verziehen habe, daß sie „wieder gut" sei.

Leo hatte den Bauer gleichfalls beobachtet und nahm nun von neuem das Wort: „Ihr sagt: Arme Vroni! Mit Unrecht, Kogler. Euer Kind ist reich und beneidenswert. Sie hat ihre Unschuld, ihre Güte, ihren frommen Glauben, sie hat die ungetrübte Reinheit ihrer Seele. Scheidet sie von uns, dann sind wir zu bedauern, nicht sie."

„Ja, ja —," bestätigte Ambros.

„Ja — sagt er heute, weil Sie dastehn, geistlicher Herr," sprach die Frau und zog die Brauen finster zusammen, „und morgen wird er was anders sagen."

Der Priester warf ihr einen inständig bittenden Blick zu, vor dem der ihre sich beschämt zu Boden senkte. „Er wird nicht. Was er heute sagt, wird er auch morgen sagen und immer, von nun an immer. Ich verspreche es, ich verbürge mich für ihn. Kogler, Ihr werdet mein Vertrauen nicht täuschen."

Er hatte den Bauer nie anders gesehen als streitsüchtig, hochmütig, boshaft, ein Joch und eine Geißel für alle, die ihn umgaben. Der zerknirschte Riese flößte ihm jenes namenlose Erbarmen ein, an dem die Liebe den größten Anteil hat.

„Drei Worte," rief er, „Ihr braucht nur drei Worte

zu sagen. Ich verlange, um Euch zu glauben, keine Beteuerung, keinen Schwur — nur die drei Worte: Ich verspreche es."

„Ich verspreche es," sprach Ambros, völlig überwältigt durch dieses Vertrauen, und legte aufschluchzend seine derbe Rechte in die Hand, die ihm der Priester über den Tisch reichte.

„Seht ihn, hört ihn," wandte jener sich zur Bäuerin, „schenkt auch Ihr ihm Glauben."

Ein fast unmerkliches Achselzucken war die Antwort der jahrelang immer von neuem getäuschten Frau.

Leo verstand sie wohl und versetzte eifrig und warm: „Ich sage nicht, Ihr seid ihm Glauben schuldig, ich sage, das heißt, ich flehe: Schenkt ihm Glauben."

„Nur noch einmal," winselte Kogler.

„Wir verlangen viel," fuhr der Geistliche im früheren Tone fort, „ja, das Höchste, was ein Mensch dem andern schenken kann. Deshalb heischen wir auch nicht, wir bitten, wir rufen Ihre Großmut an, Frau Koglerin."

Er, er hatte das, worum er bat, im überreichen Maße — den Menschenglauben, und der war seine Stärke und seine Schwäche, der Quell der Begeisterung, mit der er lehrte, und der Verzweiflung, die ihn nach allzu herben Erfahrungen ergriff. In diesem Augenblicke war er von ihm durchdrungen. Es gibt keine Unversöhnlichkeit, weil es keine ganz bösen Herzen gibt . . . auch hier gewiß nicht, — ein Funke der alten Liebe muß in diesen beiden zu erwecken sein.

Leo richtete seine überzeugt gesprochenen Worte an das Weib, rief alles Gute in ihr an, machte jede milde Regung in ihrem Gemüte zu seiner Verbündeten. Lange vergeblich — der Bauer geriet in Trostlosigkeit.

„Hilft alles nix! die is nit weich zu kriegen — ich vergiß ihr alles — sie vergißt mir nix."

„Das ist wahr," erwiderte die Frau, „er vergißt. Heute hat er ein Kind braun und blau geschlagen, morgen weiß er nix mehr davon. Aber das Kind hat Schmerzen, so oft sich's rührt, die kommen von die Schläg, die's vom Vater kriegt hat. Das ist der Unterschied."

Sie war äußerlich wieder ruhig und gelassen, wollte dem Manne nicht Vorwürfe machen, nur berichten, erklären, wie es gekommen, daß ihr eheliches Verhältnis ein so schlechtes geworden war.

Ambros, kleinlaut und gebrochen, machte hie und da einen von plumper Sentimentalität nicht freien Einwurf. Bald aber schloß er die Augen und ließ Gericht über sich halten. Daß sein Weib nur einmal ihr eiskaltes Schweigen brach, daß er sie sprechen hörte, frei und aufrichtig, empfand er als eine Wohltat.

Und der Priester, unter dessen mildem Einfluß ihr verschlossenes Herz sich geöffnet hatte, ließ ihr Gerechtigkeit widerfahren, stimmte ihr bei und bestätigte durchdrungen:

„Ja, Bäuerin, ja, Ihr habt viel zu verzeihen."

„Verzeihen?" Sie hatte wieder ihr bitteres Lächeln:

„Um das steht er nicht, Hochwürden. Er erbarmt Ihnen jetzt, Sie haben ihn noch nie so klein gesehen, ich aber gar oft, und so g'wiß er morgen die Augen aufmacht, so g'wiß is er wieder der Alte, hat sich selber die Absolution erteilt und braucht meine Verzeihung nicht."

„Ich aber brauche sie," rief Leo. „Wißt Ihr nicht, daß Euer Unrecht mein Unrecht ist, daß ich verantwortlich bin für Euch alle . . . Die Schuld dieses Mannes, die Eure fällt auf mein Gewissen. Gibt es eine größere, als nicht verzeihen können?" Sein Blick verfinsterte sich. „Deshalb bitte ich Euch, wie nur ein Sohn seine Mutter bitten kann: Verzeiht."

Befremdet sah die Bäuerin ihn an. „Das ist ja viel zu viel," sprach sie. „Was soll ich tun? Daß ich lüg, möchten Sie selbst nicht, Hochwürden. Nur weil Sie so drauf warten und wie unser lieber Heiland die Sünden der Welt auf sich nehmen, sag ich in Gottesnamen: Verzeihen — ja. Vergessen — nein."

Da brauste er auf im Zorne. „Nicht vergessen ist nicht verziehen . . . Bäuerin, Ihr bringt mich um einen schönen Glauben, den an Euch. Verzeihen, nicht vergessen — die Lieblosigkeit hat diesen Ausspruch erfunden, die Gedankenlosigkeit plappert ihn nach. Verzeihen ist vergessen. Bäuerin — vergeßt!"

Er war aufgesprungen, sein weißes Angesicht schien zu leuchten in der hereinbrechenden Dämmerung, ein Apostel des Lichtes stand er vor dem erschütterten Weibe — sie meinte in seiner hocherhobenen Rechten ein flammen-

des Schwert blitzen zu sehen. Sie erzitterte, sie beugte sich: „Alles," sprach sie, „alles, Hochwürden — nur das eine nicht — ich kann's nicht — soll ich lügen? . . ." Frau Anna holte tief Atem und begann wieder mit ihrer alten, immer schwerer erkämpften Gelassenheit: „Mein Bub is an der Lungenentzündung g'storben. Der Tod hat ihn weggemäht wie mit der Sensen. Und wie er dagelegen is im Sarg, hat er noch eine Schrammen g'habt auf der Wangen, von einem Schlag, den ihm vor drei Tag der Vater geben hat für nix und wieder nix. Hochwürden, die Schrammen auf dem armen, wachsbleichen G'sicht, die seh ich noch immer. Der Tod hat sie nicht wegg'wischt von seiner Wangen, mir wischt niemand die Erinnerung dran weg aus mei'm Gedächtnis . . . Die steht immer da, die macht mich hart und bös, die nimmt mir das Mitleiden, das ich mit dem Mann haben möcht in seinen Schmerzen, die macht, daß ich mir denk, wenn ich ihn so schwer leiden seh, Gott mög mir's nicht anrechnen in meiner letzten Stund, mir denk . . ."

„G'schiecht ihm recht!" unterbrach Ambros sie mit einem Schrei der Verzweiflung. Er hatte sich aufgerichtet, er starrte sie an wie ein Verurteilter den Richter: „Sag's heraus — ich denk mir's ja auch — ich seh ihn ja auch, mei'n Buben — ich weiß ja auch, ich hab, was ich verdien . . ."

Diese Worte waren noch nie über seine Lippen gekommen, nicht in seinen schwersten Stunden.

„Gott im Himmel — Ambros . . .", stammelte die Bäuerin, „das sagst du?" Sie faßte sich an die Schläfen, sie glaubte zu träumen.

Aber der Priester nahm ihre Hand und legte sie in die bebende Rechte des Mannes, der sie an seine Brust preßte und zu seinem Weibe emporblickte wie erlöst.

II.

Das Pfarrhaus in Schran steht etwas abseits von der Kirche und von der Dorfstraße, am Eingang einer breiten, grünen Schlucht. Auf dem Schindelpanzer, der seine Mauern verkleidet, wuchern Moose, ranken allerlei Schlingpflanzen empor, und bestens wird für ihr Gedeihen durch die ringsum herrschende Feuchtigkeit gesorgt. Auch die Obstbäume empfinden ihre über und über nährende Kraft, spreizen sich, lassen sich's wohl sein und vergessen vor lauter lustigem Blättertreiben beinahe völlig, Früchte zu zeitigen. Das Haus verschwindet fast hinter den von ihnen gebildeten üppigen Laubdächern und -wänden. Trotzdem fällt es dem Herrn Pfarrer Thalberg nicht ein, lichten zu lassen mit Axt und Beil.

„Denn," sagt er, „ich bin kein Freund von scharfen Maßregeln."

Der Winter tut ja ohnehin das Seine im Entlauben der Bäume, auch würde an sonnigen Tagen, in den weißgetünchten Zimmern des Geistlichen, das Licht zu grell für seine alten Augen. Das Grelle jedoch scheut er; in jeder Art und Form ist es ihm widerwärtig, er

möchte immer dämpfen, das grelle Licht, die grellen Farben und Töne und ganz besonders — die grellen Empfindungen.

Auf diese Schwäche seines treuen Dieners nahm der liebe Herrgott offenbar gnädige Rücksicht, da er ihm Pater Leo zum Kooperator bestellte. Von dem geht aus, was dem Pfarrer als das Höchste und als der Anfang und das Ende aller Weisheit gilt — der Frieden. Er quillt ihm aus dem lauteren Bronnen seiner Seele, aus der Übereinstimmung seiner Fähigkeiten und Neigungen mit dem schon in der Kindheit, als dem einzig seinen, erkannten Beruf. Redlich erfüllt er ihn, wandelt still und eifrig seinen Weg so gewiß dem rechten Ziele zu, als ein Gott ist, der dem vielgetreuen Knecht eine Heimstätte bereitet hat in seinem Himmel. Sein Umgang ist Glück und Erbauung. Wie oft schon hat der junge, gelehrte Priester den alten, ungelehrten hinaufgetragen in ganz unerhörte Höhen des Denkens, so sanft und gelinde, daß dem Greise dabei nicht einmal schwindelte, und er behaglich wieder herunter kam, ins liebe alltägliche Leben. Da ist man doch wieder daheim und — überall gut, zu Hause am besten.

Freilich, gestehen muß man's, sie haben kühne Gedanken, die Menschen. Es gibt kein noch so unergründlich scheinendes Gebiet im Bereiche der Natur oder der reinen Spekulation, wo sie nicht herumschnüffeln und manches, und sogar erstaunlich vieles, das unwiderleglich ist, herausbringen.

Nur zu! und Ruhm und Heil ihnen, den fleißigen, scharfsinnigen Forschern. Aber sie machen doch eine gar weite Reise, um endlich da zu stehen, wohin schon ein paar Schritte sie geführt hätten, vor dem selben verschlossenen Tor, vor dem der Pfarrer steht. Viel Plag, ihr Herren, um geringen Ertrag. Selbstverständlich relativ gering. Eure Unwissenheit in Ehren! Sie ist von kurios andrer Sorte als die meine, bekennt in freudiger Demut der Geistliche; die beiden verhalten sich zu einander, wie die seltene, kunstvoll und weise gezogene Pflanze zum Unkraut, das am Wege wuchert.

Solchen Betrachtungen überließ sich der alte Pfarrer, während er, den Spaten in der Hand, damit beschäftigt war, eine schöne, kreisrunde „Scheibe" um den Stamm eines Birnbaums herzustellen. Auf einmal hielt er in seiner Arbeit inne, horchte einem aus weiter Ferne von der Straße herübertönenden Gerassel, lehnte den Spaten an den Baum und schritt quer durch das Gärtchen der Straße zu. Sie stieg jäh auf neben der Schlucht, und die Höhe herab kam im schärfsten Trabe zweier kräftiger, aber sehr abgejagter Rotschimmel ein Leiterwagen gepoltert, in dem einige leere Fässer hin- und herkollerten.

„Halt!" rief der Pfarrer dem Knechte zu, der im Wagen stehend sein Gespann mit geschwungener Peitsche antrieb: „Halt! sag ich, bleib stehen."

Der Knecht gehorchte, wenn auch widerwillig, er rückte sogar die Mütze, und der Geistliche trat vor die Pferde hin, untersuchte die Zäumung und lockerte ihnen die Kinnketten.

„Kinnketten, wozu? Bist der einzige im ganzen Ort, der Kinnketten anlegt, und schau nur, schau, jetzt hast auch schon wieder die schweren Stangen!" setzte er ganz traurig und vorwurfsvoll hinzu.

„Sein die leichten," behauptete Hiesl.

„Die schweren sind's. Schäm dich der Lüge, Hiesl, schäm dich auch, so nach Haus zu jucken. Die armen Viecher, wie sie schwitzen! Und so kommen's in'n Stall. Von Abreiben ist bei dir keine Red. Jetzt aber fahrst im Schritt, und wenn ich dich noch einmal erwisch wie heut wieder, verklag ich dich beim Wirt, und du verlierst den Dienst."

Hiesl gab keine Antwort, machte ein bitterböses Gesicht, und fuhr, wie ihm befohlen war, langsam weiter.

Der Pfarrer sah ihm lange mit mißtrauischer Aufmerksamkeit nach, ohne zu ahnen, daß er selbst, und zwar sehr scharf und streng beobachtet wurde.

Seine Wirtschafterin, Frau Sperber, war aus dem Hause getreten, und unter den Baumzweigen durchguckend beobachtete sie sein Tun mit Mißbilligung: „Was ihn die Pferd nun wieder angehen!" brummte sie vor sich hin. „Wenn's noch seine eignen wären. Hat aber selber nicht einen Huf und nicht eine Klau im Stall. Ja, Stall! haben müßt man ihn. Ein bisserl was haben sollt man außer den Sorgen ums Eigentum fremder Leut."

Sie kreuzte ihre langen, mageren Arme und lehnte sich mit ihrem ansehnlichen Buckel an die Wand. Der Pfarrer geriet ein wenig in Verlegenheit, als er, zum

Hause zurückkehrend, sie dastehen sah, gallig und dräuend, mit der Miene einer Richterin.

„Guten Abend, Hochwürden," sprach sie ihn nachlässigen Tones an, „'s ist Acht. Ich hab einen Brief hinaufgetragen, mich gewundert, daß Hochwürden noch draußen sind. Zwölf Grad und recht feucht. Haben sich aber noch ärgern müssen mit dem Hiesl. Gesund ist das freilich nicht. Die innere Hitz vom Ärgern und die Kälte von draußen, da wird die Verkühlung schon da sein."

„Und wenn ich mich verkühle," erwiderte der alte Herr, „ich habe noch nicht bemerkt, daß Sie den Schnupfen davon bekommen hätten."

„Schnupfen kaum, Verweis vom Herrn Doktor gewiß. Erinnern sich vielleicht, wem der Herr Doktor aufgetragen haben, auf den Herrn Pfarrer acht zu geben?"

„Geben Sie acht auf Ihre Kasserollen, Frau Sperber, und mich lassen Sie unbeaufsichtigt. Ich bin schon vor vierzig Jahren majorenn geworden, barbe bleue!" sagte der Geistliche sehr ernsthaft und sehr sanft.

Frau Sperber war trotzdem wie niedergedonnert. „Jetzt fangen Sie gar an zu fluchen. Nun ja, können halt den Husarenleutnant nicht vergessen."

Der Pfarrer steckte beide Hände in die Taschen seines langen Überrocks. Sein großer, charakteristischer Mund mit den braunroten Lippen verzog sich zu einem wehmütigen Lächeln, seine tiefliegenden Augen hatten einen eigentümlich schmerzlichen Blick. „So gern ich möchte," seufzte er.

„Und warum möchten denn? Ist ja in der Art eine schöne Zeit gewesen."

„Lassen Sie das gut sein, Frau Sperber," versetzte der Greis erregt. „In der schönen Zeit gibt's manches — wenn ich daran denke, muß ich, oder müßt ich mich eigentlich genieren."

„Haben doch immer so lustig nach Haus geschrieben vom Kriegsschauplatz. Der Herr Graf Papa haben sich nicht genug freuen können, und wie erst die Komtessen Schwestern! Aber die Frau Gräfin haben oft gesagt: Das ist ein Rausch, der vergeht, unser Georg wird doch nichts andres als ein Priester; wozu der Herr Graf meinten: Wie Gott will. Waren beide so gescheit."

„Und gut."

„Und gut."

„Ja, meine Eltern!" Der Pfarrer nahm den Strohhut ab und entblößte seinen kahlen Scheitel, den ein Kranz von kurz gehaltenen, schimmernd weißen Haaren umgab. Über der lichten Stirn, die sehr abstach von dem rostfarbigen Gesicht mit der mächtigen, breitrückigen Nase, stand ein kleines Haarbüschel empor und nahm sich aus wie ein bereiftes Sträuchlein in der Öde.

„Alle wie die Engel," nahm Frau Sperber wieder das Wort, „die gräflichen Eltern und die gräflichen Kinder. Mein Abschied vom Haus, erinnern sich noch? Wird heutzutag eine Tochter ausgeheiratet, wie ich ausgeheiratet worden bin, die Kammerjungfer? Wissen noch? Wissen auch, wie ich dagestanden bin in Tränen und im

Brautstaat, und wie Hochwürden — waren freilich damals noch kein Hochwürden — zu mir gesagt haben: Amalie, schön sind Sie nicht, aber interessant —, und zu meinem guten Sperber: Beneidenswerter! Erinnern sich noch?"

Der Pfarrer errötete. „Mit Beschämung, Frau Sperber. Ich erlaubte mir einen Spaß, und noch dazu einen schlechten, in einem solchen Augenblick, dem ernstesten und feierlichsten im ganzen Leben. Nein, wirklich — man glaubt sich's oft selbst nicht, wessen man fähig war."

Die Haushälterin machte eine ausgleichende Bewegung mit der Hand. „Nehmen es nicht so hoch. Meinem Seligen hat's geschmeichelt, wir haben drüber gelacht, er und ich, und noch am selben Tag haben wir zusammen geweint um die Herrschaften. Waren gar so gut! Niemandem was zuleid getan, jedem was zulieb. Und grad sie so arg heimgesucht vom Unglück. Armut, Krankheit, Tod, eins nach dem andern ist's über sie gekommen. Schlag auf Schlag . . . Warum grad über die?" rief sie heftig aus. „Wo ist da eine Gerechtigkeit? Warum den Allerbesten das Allerschlechteste?"

„Warum?" wiederholte der Pfarrer mit leisem Vorwurf. „Diese Frage gehört zu denen, die wir nicht stellen dürfen."

„Sehr kommod freilich, kenn das schon! Wenn keine Antwort wissen oder wissen wollen, kommt gleich die Ermahnung: Fragen ist verboten. Gelt, Hochwürden?"

Sie hatte ihre Worte bedächtig und gleichsam zielend,

wie vergiftete Pfeile gegen ihn abgeschossen, aber nicht vermocht, seine Langmut im geringsten zu erschüttern.

„Schön," sagte er, „oder eigentlich nein, nicht schön, sondern einmal wieder einer Ihrer Anfälle von rebellischem Geist. Ich bedaure Sie, Frau Sperber; es muß unangenehm sein, solche Anfälle zu haben. Jetzt aber ist's wirklich kühl geworden," setzte er hinzu, von einem leisen Frösteln durchrieselt, und trat in das Haus.

Er stieg langsam die steile hölzerne Treppe hinauf, die unter seiner geringen Last in ein verdrießliches Gestöhne ausbrach, und als er die Wohnungstür öffnete, miaute sie wie ein böser, aus dem Schlaf aufgeschreckter Kater. Das Zimmer, in das der alte Herr trat, war niedrig und ganz symmetrisch eingerichtet. Dem Eingang gegenüber zwei Fenster, in jeder der Längswände eine Tür, von denen die eine in des Pfarrers, die andre in des Kooperators Schlafzimmer führte; neben jeder Tür ein Glasschrank zwischen zwei hölzernen Sesseln, in jeder Ecke ein schmales Glasschränklein. Über diesen schwebte Frau Sperbers Geist, waltete ihre ordnende Hand. Sie enthielten ein wenig Silberzeug und Glas und Porzellan, teils zum Gebrauch, teils zur Zierde. In dem einen der großen Schränke befand sich die Bibliothek des Pfarrers, eine durchaus nicht reiche Sammlung, die nur die Werke des Heiligen und Dichters Franciscus von Sales vollständig umfaßte Der zweite barg eine höchst harmlose Hausapotheke, einige Mineralien, ein Herbarium und allerlei etikettierte Säcklein mit Gemüse- und Blumensamen.

In der Vertiefung der Fenster, mit ihrem vom Alter Van-Dykbraun gefärbten Holzgetäfel, war ein Bauer zu sehen, in dem aufgeblasene Gimpel und andere Singvögelfamilien unter der sorgsamen Pflege des alten Pfarrers sich des Lebens freuten. Den Vögeln galt sein erster Blick beim Betreten des Zimmers, dem zweiten bot sich eine liebliche Überraschung. Auf dem zum Abendessen schon gedeckten Tisch prangte eine mit Almenrausch umkränzte Schüssel voll Walderdbeeren. Sein Lieblingsobst, seine Lieblingsspeise überhaupt, und in dieser Schönheit, mit diesem Duft nur an der einen Lehne der Sängerwand zu finden, die ein Kind nicht leicht erklimmt. Der Geistliche zog die Hand, die er schon nach einer der köstlichen Früchte ausgestreckt hatte, wieder zurück. Er begab sich in den Vorraum und rief:

„Frau Sperber, darf ich bitten?"

„Ja," erwiderte sie, vor der Küchentür erscheinend, noch böse, sonst hätte sie gesagt: „Befehlen?"

„Wer hat die Erdbeeren gebracht, die schönen Erdbeeren, die auf dem Tische stehen?"

Seine Stimme hatte einen weichen Flötenton angenommen, der deutlich bat: Machen wir doch wieder Frieden, Frau Sperber. Trotzdem lautete die Antwort so kurz abfertigend als möglich.

„Die Broni."

„Welche denn? Doch nicht die Kogler-Broni?"

„Grad die." Sie machte Miene, in ihre Küche zurückzukehren, aber der Priester rief:

„Geduld, Frau Sperber. Der Kogler schickt ins Pfarrhaus nichts als höchstens, Gott verzeih ihm, wie ich ihm verzeihe, einen Fluch. Wenn die Kleine etwas bringt, tut sie's hinter dem Rücken des Vaters. Das dürfen wir nicht dulden, wir dürfen uns nicht zu ihren Mitschuldigen machen. Mir ist, als hätte ich das schon so ein paar Dutzend Male gesagt, wenn mir recht ist, Frau Sperber."

Sie machte ihr hoffärtiges Gesicht, sah nicht einmal mehr geradeaus zum Geistlichen hinauf, sondern ganz schief über ihre höhere Achsel und ließ die Worte nachlässig von den Lippen fallen: „Was das für Geschichten sind wegen ein paar Erdbeeren."

„Ein paar?" wiederholte er mit schmerzlichem Vorwurfe. „Wenn es aber auch nur ein Erdbeerenstengel wäre, gute Frau Sperber . . ."

„Und Hochwürden haben Erdbeeren so gern, und solche kriegt man nicht wieder, und sind so gesund, die Erdbeeren, für die Lungen, und richten den Magen ein."

Das letztere sprach sie nur, weil sie schon im Zuge war, nicht, weil ihr Gebieter sie anhörte. Er war ins Zimmer zurückgegangen, hatte Vronis lockende Darbietung vom Tische genommen, und reichte sie nun, auf der obersten Treppenstufe stehend, der Haushälterin, die nolens volens heraufsteigen und ihm die Schüssel aus der Hand nehmen mußte.

„Sagen Sie bei Gelegenheit der kleinen Vroni, daß und warum ich ihre Erdbeeren nicht gegessen habe. Sagen

Sie es aber sanft und liebreich. Sie verdient's, sie hat es ja gut gemeint, die arme Kleine!"

Frau Sperber ließ diese Ermahnung über sich ergehen mit der Miene eines Professors, der gezwungen wird, eine Schülervorlesung anzuhören, und schoß sodann, immer nur eine Profilansicht ihrer strengen Physiognomie darbietend, in die Küche zurück.

Der Pfarrer begab sich wieder in sein Zimmer und blieb dort eine Weile vor dem Tische stehen. Mit Mißbehagen betrachtete er einen da liegenden großen Brief, schien im Zweifel, ob er ihn öffnen solle oder nicht, ließ es nach einiger Überlegung bei dem letzteren bewenden und ging zu seinen Vögeln, um ihre Käfige mit Tüchern zu verhängen.

Bei den Gimpeln hielt er sich nur kurze Zeit auf, mit den kleineren Sängern hatte er lange zu tun. Er schlichtete einen Streit, der zwischen einigen noch flaumflügeligen Finkenjünglingen entbrannt war, lobte ein Meisenschwesternpaar, das blutjung und kugelrund auf dem höchsten Stäbchen unter der Kuppel des Bauers aneinandergeduckt hockte und aus halbgeschlossenen Äuglein duseligverdutzt dreinschaute. Eine Kanariengroßmutter, die gesträubten Gefieders, mit ihrem alten harten Schnabel wild um sich hackend, dem Herrn entgegenstob und ihm die gehässigsten Dinge, die man nur denken kann, zukreischte, ihre ganze Nachkommenschaft und all ihre Nebenvögel verlästerte, erhielt einen scharfen Verweis.

„Weiß schon, weiß schon, Madame! Die übrigen

sind alle zusammen nichts wert, und nur Sie ein Urbild und eine komplette Musterkarte der verschiedenartigsten Vollkommenheiten. Weil Sie alt sind, soll man Sie ehren, sagen Sie? Sie haben Unrecht. Vom Alter allein wird man nicht ehrwürdig. Nehmen Sie sich zusammen, Madame, sonst werden Sie als warnendes Beispiel aufgestellt; ich will Ihnen sagen wem. Einer gewissen Frau Sperber . . . O" — unterbrach er sich und trällerte recht erschrocken und mit wenig Glück den Zerstreuten spielend: „Sper — brrr — brrr" den Vögeln vor.

Die eben Genannte war plötzlich eingetreten, brachte die Lampe, zündete sie an, stellte sie auf den Tisch und verriet nicht durch eine Miene, daß sie den letzten Satz, den der Pfarrer gesprochen, sehr wohl verstanden hatte und sich jetzt innerlichst an seiner Bestürzung freute.

„Nun," wandte sich der Pfarrer in möglichst unbefangenem Ton an seine Dienerin, „was ist's mit unserem Kooperator, kommt der heute gar nicht heim?"

„Schon da," lautete die Antwort, „und mir scheint, voller Sorgen."

„Sorgen? Bilden Sie sich nichts ein. Was soll der für Sorgen haben?"

„Keine soll er haben, der gute, liebe Herr, hat aber und ihrer genug."

„Davon müßt ich doch auch wissen, davon spräche er doch zu allererst mit mir."

„Mit Hochwürden zu allerletzt, um Hochwürden nicht zu alterieren."

Der Pfarrer hatte eine kleine Regung der Ungeduld: „Liebe Frau Sperber, seien Sie nicht gar zu gescheit," sagte er, war aber sehr beunruhigt und blickte Leo forschend und bekümmert an, als dieser nun auf ihn zukam, den Hut in der Hand, mit glühenden Wangen und blitzenden Augen, und um Verzeihung bat wegen seines langen Ausbleibens.

„Nun, nun, Er ist da," erwiderte der Pfarrer, ihm freundlich auf den Arm klopfend. „Grüß Ihn Gott. Wie geht's, wie steht's?" Er sieht ja gut aus und ganz heiter. Nichts ist ihm, nur hungrig wird er sein. Frau Sperber, geben Sie uns etwas zu essen."

III.

Munter plaudernd saß der Greis bei Tische, ließ sich den Pfannkuchen schmecken, den die Haushälterin aufgetragen hatte, trank ein Glas frischen Wassers dazu und behauptete, die Pfarrhofquelle mache der Koglerquelle den Rang streitig. Er stellte Betrachtungen darüber an, wieviel wohl eine Flasche dieses edlen Getränkes kosten würde, wenn es so schwer zu haben wäre, wie feiner Champagner. „Was meint Er, Kooperator? Sag er auch einmal was," ermunterte er seinen Gast. „Warum so schweigsam? Hat unser Raubvogel, die Sperber, am End recht, ist Er verdrießlich? Nicht wahr, nein? nur müd. Er hat gewiß einen schweren Tag gehabt, sich der leidenden Menschheit gewidmet, das nimmt einen her. Gönn Er sich jetzt Ruhe, geh Er schlafen. Gute Nacht, mein Sohn."

Der Kooperator erhob die gesenkten Augen nicht, seine Mundwinkel zuckten, er versuchte zu sprechen, brachte aber nur eine undeutlich gemurmelte Bitte um Verzeihung hervor.

„Schon wieder," sprach der Greis, halb im Ernst, halb im Scherze. „Was Er nur heute hat mit seiner Um-

Verzeihung-Bitterei. Ich kann dir nichts verzeihen, lieber Sohn, ich wüßte nicht was, deine Entschuldigungen bringen mich in die größte Verlegenheit."

„Nicht so gut! Seien Sie nicht so gut gegen mich, Hochwürden," bat Leo, „sonst kann ich wieder nicht reden, und einmal muß ich Ihnen alles sagen. Es drückt mir das Herz ab, verfolgt mich Tag und Nacht. Es ist ein großes Unrecht, eine große Sünde — ein unerträglicher Schmerz."

Der Greis schüttelte den Kopf: „Du und eine große Sünde. Was das für Ausdrücke sind, für Übertreibungen, wie sie dir nicht ähnlich sehen, Kooperator. Du bist mir ja, ich glaube wirklich, ausgetauscht worden."

„Hochwürden!" schrie Leo auf, „wenn Sie wüßten, wie es in mir aussieht!"

Pfarrer Thalberg hatte ein sanftes und ernstes Lächeln: „Ich weiß es vielleicht. Anwandlungen, mein lieber Sohn; sie vergehen. Man glaubt's freilich nicht; einen solchen Kampf hat noch keiner gekämpft, meint ein jeder. Es ist nicht wahr. Hunderte, Tausende haben ihn durchmachen müssen, und viele haben bestanden. Zu diesen wirst auch du gehören."

Leo wollte ihn unterbrechen, er ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Zweifelst du an meinem Kooperator? Ich nicht. So; und jetzt gute Nacht, und morgen, wenn du dich ausgeschlafen hast und gestärkt erwacht bist, dann reden wir weiter. Oder," verbesserte er sich, „lieber von etwas

anderm. Ja, nicht nein, nicht protestieren! Weiß einmal Einer, das Übel, das an mir nagt, liegt in der Natur der Dinge, ist unabwendbar, weiß es, und hat Eisen im Blut und Mark in den Knochen, dann schweigt er."

Der Pfarrer richtete sich energisch auf; eine große Willenskraft sprach aus seinem alten Rassegesicht, funkelte aus seinen blauen, tiefliegenden Augen: „Ich habe nie davon geredet! — das steht wie eine Mauer, gibt einem einen Halt während des Sturmes und später ein gutes Gefühl. Schweigend leiden, was du leiden mußt, ist männlich, ist priesterlich; sich immerfort ausdrücken, ist schwammig. Verstehst du?" fragte er, voll Freude an diesem guten Bilde.

„Ja, Hochwürden, ja," versetzte Leo dumpf. „Wenn es sich aber um mehr handelt als um ein Ringen gegen gemeine Versuchung? Wir sind hier von einer solchen Bestialität umgeben, daß schon der Ekel vor ihr genügt, um die Bestie im eigenen Innern zu überwinden. Solche Kämpfe sind Kinderspiel im Vergleich zu dem Zwiespalt, der bis an die Wurzeln meiner Überzeugung gedrungen ist, mir meinen Glauben erschüttert und mir die Liebe geraubt hat zu meinem Beruf."

„Leo!" rief der Pfarrer voll Entsetzen, und der fuhr mit erzwungener Ruhe fort:

„Schrecklich, nicht wahr? Als ob einem der Boden unter den Füßen schwände. Meine Pflicht ist, der Inbegriff meines Dichtens und Trachtens soll sein, dem Guten zum Sieg über das Böse zu verhelfen — gut

und bös im Sinne meines Berufs. Nun, lieber Vater, das wahrhaftige, reine Gute und das Gute im Sinne meines Berufes — widersprechen einander in gar manchem Betracht."

Der Greis hielt sich den Kopf. „Wann denn? wo denn? Über den Grübler! So hab ich dich noch gar nicht gekannt!"

„Wie oft schon wollte ich Ihnen mein Bekenntnis ablegen, Hochwürden! Immer hielt die Scheu, Ihren Frieden zu stören, mich davon ab, und auch die Selbsttäuschung: du wirst allein mit dir fertig werden, du mußt!"

Der alte Geistliche versuchte noch immer auszuweichen: „Schau, schau, da hast du ja das Rechte schon getroffen gehabt. Warum denn abgehen vom Rechten? Bleib dabei. Bleib dabei," wiederholte er, da Leo die Brauen finster zusammenzog und das Haupt schüttelte. „Oder prüfe dich wenigstens noch einmal ernstlich, ob es nicht Hirngespinste sind, mit denen du dich herumschlägst. Es gärt schon lang in dir, sagst du, und du hättest nicht davon gesprochen? Warum sprachst du erst heute und warum just heute?"

„Weil ich heute eine Stunde durchlebte, die an allen Pfeilern meiner Kraft gerüttelt hat. Eine unvergeßliche Stunde, ein Wendepunkt in meinem Dasein!

Ich schritt dahin durch den Wald, und plötzlich schien alles Licht, das mich umgab, sich in einen Blitzstrahl zu vereinigen, der vor mir niederzuckte und einen

Augenblick alles um mich her blendend erhellte. Dann sanken Erde und Himmel in Dunkel, und eine Stimme, eine milde, tiefe, herzbewegende Stimme rief mir zu: Wo du mich suchst, du Tor, da bin ich nicht!"

Er hielt inne; sein unstet flackernder Blick senkte sich wieder: „Ich wandelte weiter im tiefen Waldesschatten. In meinem Innern aber war es hell. Da glühte wie Sonnenbrand ein Wiederschein der Flamme, die ich gesehen, und die Stimme, die ich gehört hatte, tönte nach. — Hochwürden!" unterbrach er sich, er holte tief Atem, und Schweißtropfen standen auf seiner bleichen Stirn: „Ich zweifle nicht mehr, ich bin zur Erkenntnis gelangt, und die Erkenntnis ist etwas Entsetzliches, und die Stunde, in der sie uns überkommt, abschließend wie der Tod. Sie reißt alles nieder, vernichtet die Früchte des heißen Strebens einer ganzen Vergangenheit. Gibt's einen Ringenden, dem sie erspart geblieben ist? Auch Ihnen nicht, Hochwürden . . . Auch Ihnen nicht!"

Der Greis zuckte nachdenklich die Achseln: „Durchaus erspart, Kooperator, und ich müßt lügen, wenn ich sagen sollt, daß ich dich ganz verstehe. Was du mir da erzählst, kommt mir vor wie ein Wunder."

„Wunder ist alles, und das größte, daß ich zu Ihnen zurückgekehrt bin, Hochwürden," versetzte Leo hastig. „Hierher, wo mich alles so seltsam halbvergessen und fremd anmutet, als wäre ein Leben voll reicher Erfahrungen vergangen, seitdem ich den alt vertrauten Raum zum letztenmal betreten habe. Ihr ehrwürdiges Angesicht,

mein Vater, seh ich wie von einem Schleier umhüllt. Sie sind mir in weite Ferne entrückt. Ich wage nicht, meine Hand nach der Ihren auszustrecken. Mir schaudert davor, die Gewißheit zu erlangen, daß sie mir unerreichbar wäre."

Thalberg streckte ihm die Rechte entgegen: „Da ist sie, mein armer Sohn, ergreife sie; 's ist nur die Hand eines geringen alten Mannes, aber einen Halt kann sie dir vielleicht doch bieten."

Leo zögerte: „Erst hören Sie mich an, Hochwürden. Ich darf Ihre Nachsicht nicht erbetteln. Sie müssen erwogen haben, ob ich Ihrer noch würdig bin."

„So sprich," sagte Thalberg, stützte den Ellbogen auf den Tisch und legte die Fingerspitzen an die Stirn, das Gesicht von Leo abwendend.

Der begann, erwähnte flüchtig seines Besuches im Koglerhof, ausführlicher eines Gespräches mit der kleinen Vroni. Sie war quer über die Wiese gelaufen, hatte ihm den Weg abgeschnitten, ihn an der Straße erwartet und ihm ihr Leid geklagt. Der Vater ist so schwer krank, wenn er plötzlich stürbe — was geschähe mit ihm? In den Himmel könnte er nicht kommen, und wie furchtbar die Qualen im Fegefeuer sind, das hat sie schon als kleines Kind gehört. Sie weiß aber auch, daß es fromme Frauen gibt, die sich's zur Lebensaufgabe gemacht haben, für die Erlösung der armen Seelen zu beten.

‚Sie heißen Karmeliterinnen und sind heilig,' sagte die Kleine, wurde über und über rot und wußte nicht,

wie sie die Frage herausbringen und demütig genug stellen konnte: was man zu tun habe, um der Aufnahme gewürdigt zu werden in diesen Orden, den herrlichsten von allen; durch welche Bußübungen, welche Opfer sie zu erringen sei.

„Hochwürden," sprach Leo, „sie ging neben mir her, schmal und blaß und zart wie ein Hauch, das Gegenteil von dem, was man sich unter einem Dorfkinde vorstellt, auch in ihrer Art und Weise. Ein Unrecht des Kogler, sein Hochmut, ist ihr zum Segen geworden: sie hat nicht umgehen dürfen mit Altersgenossen und -Genossinnen. Unter schwerem Drucke ist sie aufgewachsen zwischen dem rohen Vater und der schweigsamen Mutter — es gibt nichts Einsameres, aber auch nichts Reineres als dieses Kind, nichts Schöneres als den freudigen Mut, mit dem sie alles, was sie hat und ist, hingeben will, um einem, dessen Pflicht gewesen wäre, ihr Gutes zu tun, und der ihr nur Böses getan hat, die ewige Seligkeit zu erkaufen. Was würden die besten Eltern oft geben, um eine ähnliche Regung in den Herzen ihrer Kinder zu wecken! Hier wächst es wild und verborgen, und geschieht das einmal, dann geschieht es hundert- und hunderttausendmal. Es gibt keinen Einzelfall in der reichen Natur. Das Gute lebt im Menschen. Der Trieb zum Guten ist oft stärker in ihm als der Trieb zum Schlechten. Du darfst dran glauben! Der Gedanke erfüllte mich mit Entzücken, mir war, als wüchsen mir Flügel. Zu dem Kinde aber sprach ich von Gottes unermeßlicher Barmherzigkeit. Bös

sein, heißt leiden, für jeden, der nicht ganz verderbt ist. Dein Vater ist nicht verderbt, wie schwer hat er unter seiner Bosheit gelitten, längst schon, da er noch ganz gesund war. Soll der Allbarmherzige Einen verdammen, der schon hier auf Erden seine Schuld mit solchen Qualen bezahlt hat?"

„Kooperator, im Grund hättest du das nicht sagen dürfen," fiel der Pfarrer ein, und Leo versetzte:

„Hochwürden, einen Augenblick vergessen Sie Ihres Amtes, sprechen Sie zu mir wie ein Mensch zum andern. Thalberg, Verehrter! glauben Sie an Fegefeuer und Hölle?"

„Ich bin ein Diener der Kirche, lieber Sohn, und glaube, was zu glauben die Kirche mir vorschreibt. Das sollst auch du. Die kleine Vroni hat nicht mit Leo Klinger, sondern mit dem Diener der Kirche geredet."

„Dem war dabei seltsam zu Mute," rief Leo aus, „der kam sich recht klein vor neben diesem Kinde, das nicht wußte, wie es sich tief genug vor ihm demütigen sollte. ‚Ihre Bestimmung ist nicht, Klosterfrau zu werden,' sprach er zu ihr, ‚werden Sie eine rechtschaffene Bauersfrau, und wenn Sie einst das Erbe Ihrer Eltern antreten, verwalten Sie's zum Besten der Armen, der Unwissenden, der Irrenden. Erziehen Sie brave Kinder, denen Sie Pflichtgefühl und Nächstenliebe ins Herz pflanzen und die Ihre guten Werke fortsetzen sollen. Diese Werke, Kind, werden für Ihren Vater beten' — Sie erhob die Augen mit einem gar rührenden Ausdruck von freudig

hoffendem Vertrauen, das nur noch ein leichter Schatten, die schüchterne Frage trübte: Darf ich das glauben? etwas so Schönes glauben?

Sie wollte sprechen, hielt aber plötzlich inne. Der Sepp vom Koglerhof war uns nachgekommen mit ellenlangen Schritten. Er sah wild drein, grüßte kurz und sagte im Vorübergehen zu Broni: ‚Die Bäuerin hat schon zweimal nach Ihr gefragt.‘ Die Kleine blieb sogleich stehen, verabschiedete sich und eilte heimwärts.

Mir aber war das Herz leicht. Ich ging den Reitberger Weg herab. Sie kennen das Bild, das man da vor sich hat, den herrlichen Ausblick auf den See und auf die rings um ihn steil aufsteigenden Berge — nie so märchenhaft, scheint mir, wie kurz nach Sonnenuntergang. Da gibt's kein grelles Licht mehr und noch keinen tiefen Schatten; in den weichen Konturen, den verschwimmenden Farbentönen weben Zauber, die unbeschreiblich sind. Das oft geschaute Bild erschien mir erhebender denn je, und wunderbar der Einklang zwischen seiner Schönheit und der Schönheit der Kinderseele, die sich mir eben erschlossen hatte. Eine freudige Zuversicht erfüllte mich. Vielleicht war diese kleine Broni berufen, durch die Macht ihres Beispiels mehr Gutes zu wirken, als wir jemals zu wirken vermögen. Sie steht ihren Mitbürgern näher, sie gehört zu ihnen, kennt sie besser, als wir je im stande sein werden, sie zu kennen.“

„Wer weiß?“ sprach der Pfarrer, „und was die Macht des Beispiels betrifft, das so ein kleines Weiberl

einmal geben soll, das ist ein Traum, hervorgerufen durch deinen viel, viel zu starken Menschenglauben. Eine gar gefährliche Sache dieser Glauben, mein lieber Sohn, weil er zu Enttäuschungen führen muß, und weil ihre natürliche Folge Menschenverachtung heißt."

„Sagen Sie, Verzweiflung an den Menschen und an unserer Fähigkeit, sie herauszureißen aus dem Pfuhl, in dem sie mit tierischem Behagen waten . . . Welch ein Erwachen war mir beschieden, zu gräßlich, Hochwürden! Es machte mich Blinden sehend, und nie, nie wieder kann ich zurückkehren in den milden Dämmerschein frommen Glaubens, kindlicher Hoffnungen und Vertröstungen, der mich arme Schattenpflanze bisher umfing wie ein heiliger Mutterschoß. Das heißt," unterbrach er sich, „auch der Schutz hatte manchmal schon versagt und der Zweifel mich schon manchmal angekränkelt. Immer kämpft ich ihn nieder — heute bin ich unterlegen."

Der Priester ließ die Hand sinken und sah dem Freunde ins Gesicht: „Nun denn, was ist geschehen? Tatsachen, ich bitte dich."

„Ich bring es nicht über die Lippen, ich kann nur andeuten, Sie müssen halbe Worte verstehen", sprach Leo. „Als ich in die Nähe der Talmühle kam, schallte mir ein Geschrei entgegen, so laut, daß es den Lärm der Säge übertönte. Ein Mann und eine Frau stritten miteinander, und dazu heulte ein Kind. Sehen konnte ich sie nicht, denn sie waren durch die am Wegrain aufgeschichteten Bretterwände verdeckt. Der Lärm wurde immer wüster,

ich eilte hinzu und stand plötzlich vor den Streitenden. Es waren der Müller, die Schober und ihr Franzl, mein besonderer Schützling. Hochwürden wissen, wieviel ich auf den Jungen gehalten, wieviel ich mich mit ihm beschäftigt habe . . . Er tat mir so leid — eine Mutter haben wie die seine, und arm sein, kränklich und von abschreckender Häßlichkeit . . . Hätte er mir doch nicht leid getan, hätte ich ihn seinem Schicksal überlassen, es wäre besser gewesen. Hochwürden, die drei erschraken und verstummten, als sie mich so ganz unerwartet erblickten. Der Müller riß den Hut herab und machte einen förmlichen Weiberbückling. Die Schober wurde noch fahler, als sie gewöhnlich ist, Franzl sprang zur Seite und stellte sich vor einen Gegenstand, der auf dem Boden lag und den er vor mir zu verbergen suchte.

‚Was habt Ihr denn, was gibt's,‘ fragte ich, und wie aus einem Munde antworteten die drei: Nichts, gar nichts! Ich aber sah, daß die Schober ihrem Buben verstohlen Zeichen machte, und daß er, rückwärts gehend, mit den Fersen etwas ziemlich Schweres immer näher gegen den Zaun schob. Da ging ich hin, faßte ihn an den Schultern und zwang ihn, stehen zu bleiben. Er brüllte, wie wenn er gefoltert würde, die Mutter stürzte sich auf ihn, spielte sich auf die Löwin, die ihr Junges verteidigt, der Müller schnitt ein bedenkliches Gesicht und ersuchte mich unter Kratzfüßen, dem Rangen nichts zu Leid zu tun, ich könnte mir am Ende noch Unannehmlichkeiten zuziehen. Diese ganze Komödie wurde nur aufgeführt,

um meine Aufmerksamkeit von dem Ding abzulenken, das ich nun deutlich sah, da ich den Buben zur Seite geschoben hatte.

Es war eine entsetzlich verstümmelte Henne. Die Augen waren ihr ausgeschnitten und — — nun, sie war gräßlich gemartert und dann lebendig begraben worden. Der Müller, dem sie gehörte, hatte den Franzl bei der Missetat erwischt und die Henne ausgegraben; sie zuckte und flatterte noch . . . Diese Grausamkeit war aber lange nicht die ärgste, die der Bub an Tieren schon begangen hatte, und die Leute würden ihn längst angezeigt haben, wenn . . . Je nun, sie trauen sich halt nicht. Und warum nicht? — weil sie wissen, daß der Bub dem Kooperator sein Liebling und ‚seine Erziehung' ist. Der Kooperator, sagt die Schober, laßt sich nix drein reden, nicht einmal von ihr. Wer den Buben verklagt, verklagt eigentlich den Kooperator, und mit der Geistlichkeit will sich niemand verfeinden. Wenn der Müller jedoch darauf rechnen dürfte, daß ich ihm keine ‚Schwulitäten' mache, ging er lieber heut als morgen zum Bezirksrichter.

Das Weib kreischte wild auf. Angst und Wut verzerrten ihr häßliches Gesicht. Gut denn, er möge gehen, er möge reden. Sie geht mit und wird sich auch kein Blatt vor den Mund nehmen; sie wird sagen, was sie und was das ganze Dorf vom Müller weiß, nur die Obrigkeit und nur wir nicht, Hochwürden. Und nun, in Gegenwart des Kindes, das jedes Wort gierig einsog und verstand und genoß mit grauenhafter Schadenfreude, warf

sie ihm Dinge vor . . . Frevel von so fürchterlicher Art . . ."

Der alte Priester hatte den Kopf sinken lassen, preßte das Kinn an die Brust und lauschte schaudernd den entsetzlichen Enthüllungen, die Leo zögernd und mühsam vorbrachte.

„Der Müller," schloß der, „leugnete, klagte andere an. Was hatte dieser getan und jener! Er nannte die Namen von angesehenen Männern in der Gemeinde, und was er sagte, trug den Stempel der Wahrheit, erklärte mir so manches, das mir bisher rätselhaft war . . . Hochwürden! und mit diesen Seelentötern bringen wir unser Leben zu, an ihrer Unverbesserlichkeit nützen unsere besten Kräfte sich ab!"

Tief aufseufzend lehnte sich Thalberg in seinen Sessel zurück und fragte: „Was hast du getan?"

„Ich habe nicht einmal etwas gesagt. Eh ich ein Wort fand, hatte das Weib mir Rat erteilt. Klug wär's von mir, den Müller abzuhalten, zu Gericht zu gehen, um ihren Franzl zu verklagen. Alle Leute wissen, wieviel ich mich abgebe mit dem Kind. Schaut's, was dabei herauskommt, wird's heißen. Die Geistlichen können nicht einmal so einem Fratzen seine Fehler abgewöhnen. Ich krieg noch zu hören: Sie sein die Mutter, warum lassen Sie sich die Einmischung gefallen?"

„Bekannt, wohlbekannt!" unterbrach ihn Thalberg. „Das ist ihre Art, uns die Waffen aus der Hand zu winden. Sei's! Was mich betrifft, ich habe mich hinein-

gefunden, ihnen nicht mehr ungerufen zu kommen. Ich verkehre mit ihnen von der Kanzel aus, im Beichtstuhl, beim Religionsunterricht, am Krankenbett, — im übrigen halte ich mich fern."

„Das heißt," rief Leo, „mit ihnen nie anders als in Amt und Würden verkehren, ihnen nie menschlich nahetreten, keinen Anteil nehmen an ihrer Arbeit, ihrem Schicksal, es heißt: Salvieren wir uns und geben wir sie auf."

„Oho, was sagst du da?"

„Ich sage, Hochwürden, wir sind diesen Menschen Lehrer, — Herrgott! was wissen wir selbst? — Erklärer des Unerklärlichen, Richter, so lange sie uns eine übernatürliche Macht zuschreiben, Tröster in sehr seltenen Fällen. Wir können den Besseren unter ihnen eine mit Mitleid gemischte Ehrfurcht einflößen, — aber das Beste, das ein Mensch dem andern geben kann — nie!"

„Und das wäre?"

„Das ist Vertrauen."

„Ja, Vertrauen," wiederholte der Pfarrer, „damit sparen sie, aus Armut noch mehr als aus Geiz."

„Verwirrend kam mir das alles in jenem Augenblick zum Bewußtsein. Ich hatte mich nie so ohnmächtig gefühlt der Schlechtigkeit gegenüber. Ich ging, und sie kicherten hinter mir her, sie werden sich wohl versöhnt haben. Jedes Wort, das dieses Weib gesprochen hatte, war mir wie ein Tropfen heißen Bleies aufs Herz gefallen. Sie hat recht im Grunde, ich bin kein Erzieher,

weil ich kein Menschenkenner bin. Ich durchschaue nicht einmal ein Kind. Es war ja manchmal ein Verdacht in mir aufgestiegen, ich schämte mich seiner, ich fürchtete mich, ihn auszusprechen, um meinen Zögling nicht auf unrechte Gedanken zu bringen. Und wenn die Erfahrung, die ich eben gemacht hatte, die erste in ihrer Art gewesen wäre! . . . Sie war es nicht, frühere Erfahrungen, die mich hätten belehren können, sind nutzlos an mir vorübergegangen."

„Weißt du, warum?" rief der Pfarrer eifrig, „weil deine Gelehrsamkeit dich vom Nächstliegenden abgezogen, deinem eigentlichen Wirkungskreis entfremdet hat. Die Stimme, von der du gemahnt worden bist, das war die Stimme deines Gewissens, das dich auf den rechten Weg zurückrief."

Leo blickte lange schweigend vor sich hin. „Erlauben Sie mir, Ihnen mit einem Gleichnis zu antworten," sagte er endlich:

„Es lebte einst ein Mann, dessen heimatliches Dorf zu Füßen einer hohen Bergkette lag.

Einmal wandelte die Lust ihn an, ihre Schluchten und Wälder kennen zu lernen. Er unternahm weite Wanderungen ins Gebirge, kehrte aber immer wieder zu den Seinen zurück und war bei ihnen zufrieden und glücklich.

Bald jedoch genügten diese Ausflüge ihm nicht mehr; der heiße Wunsch erwachte, den höchsten Grat des höchsten Berges zu erklimmen, um von dort einen

Ausblick zu gewinnen hinüber ins Jenseits der Berge, und im himmlischen Licht der Sonnennähe das All zu überschauen.

Unwiderstehlich zog es ihn empor. Dorngestrüpp und Felskanten zerrissen seine Kleider und seinen Leib, seine Sohlen bluteten — er fühlte keinen Schmerz, nur eine große Enttäuschung, denn die Bergesspitze schien, je höher er stieg, desto höher zu ragen und hüllte sich zuletzt in dichten Nebel. — Ich werde dich nie erreichen, ich werde dein Geheimnis nie durchdringen, begriff der Wanderer endlich. — Aber schon das Streben nach unerreichbaren Zielen ist herrlich; herrlich ist die wachsende Erkenntnis des Geistes, der zu uns spricht aus den kreisenden Sternen, dem tosenden Wasserfall, herrlich ist das Licht, das den aufwärts Schreitenden umflutet. Ich will zurückkehren und den Meinen von den Wundern, die sich mir geoffenbart haben, erzählen.

Und er wandte sich um — sein Blick schweifte in weite Fernen und suchte sein heimatliches Dörfchen und fand mühsam den armen kleinen Punkt in der Dunkelheit des ihn umschließenden Tales.

‚Wie,‘ rief er aus, ‚in dieser licht- und luftlosen Enge habe ich gelebt? Ich faß es nicht, Welten rollen zwischen dem Damals und dem Heute. Sie sind nicht wegzutilgen, und nie, nie mehr finde ich den Weg, der heimwärts führt, nie wieder kann mein Haupt sich beugen unter das niedere Dach meiner elterlichen Hütte.“

„Das ist ein furchtbares Gleichnis,“ sprach Thalberg.

„Ich meine aber, wenn du der Wanderer wärst und wüßtest, in einer dieser dunkeln Hütten wohnen Menschen, die deiner bedürfen, du hättest dir, den aufgetürmten Welten zum Trotz, einen Weg gebahnt, und wärst zurückgekommen zu den Deinen."

„Wer sind die Meinen?" fragte Leo herb. „Diese Menschen nicht. Es ist meine schwere Schuld, daß ich so spät erkenne: Ich bin ihnen nichts und kann ihnen nichts sein. Der Unterricht, den ich ihnen gebe, die Lehren, die ich ihnen erteile, sind wie das auf den Felsengrund in die Dornen gefallene, vom Wind verwehte Samenkörnlein des Evangeliums. Wenn ich erziehe, erziehe ich den einen oder den andern zur Heuchelei — und so ist, was ich leiste, weniger als nichts!"

Pfarrer Thalberg schüttelte den Kopf: „Aus dir spricht die Entmutigung. Und die, siehst du, die kenn ich auch. Man muß sie überwinden."

„Nicht jedem gelingt's," versetzte Leo. „Bessere als ich, Höherstehende als ich, Priester wie ich, sind in dem selben Kampfe unterlegen. Auch diese, ich bin es gewiß, haben sich gefragt: Wo sind die Früchte meines Wirkens? und sich geantwortet: ich weiß keine. Auch sie haben nach der Erkenntnis des Guten gerungen, und was sie errangen, nicht in Einklang bringen können mit den Forderungen, die ihr Amt an sie stellte. Es gibt zwei Unvergessene — der eine suchte Erlösung von dem qualvollen Zwiespalt zwischen seiner Pflicht und seiner Überzeugung in den Wellen der Donau . . ."

„Erbarme dich seiner, Allbarmherziger!“ stieß Thalberg hervor.

„Der andere fand jenseits des Ozeans eine Heimat und wurde ein großer Schriftsteller . . .“

„So sagt man; ich kann das nicht beurteilen, ich bin ein unwissender Mensch. Aber eine Heimat hat er drüben nicht gefunden. Hat wieder und wieder zurückkommen wollen, in die seine, und sich doch nicht getraut, ihre Grenze zu überschreiten, hat wahrscheinlich bei allem seinem großen Ruhm und Reichtum den Vagabunden und den Bettler beneidet, der den Fuß ungehindert auf seine mütterliche Erde setzen darf. 'S ist zu traurig, lieber Sohn, sprechen wir nicht von den Fahnenflüchtigen, beten wir für sie.“

Leo starrte ihn an und erhob plötzlich die gefalteten Hände mit inbrünstig flehender Gebärde: „Wenn Sie für Fahnenflüchtige beten, werden Sie auch für mich beten, Hochwürden.“

„Du Tor, du Tor!“ der Greis griff sich an den Kopf. „Was? ein Fahnenflüchtiger willst du mir werden? Du Tor, du Tor! . . . Was sind die Kämpfe, denen du dich entziehen willst, gegen den Sturm, der dich draußen erwartet! Er will hinaus in die Welt, dieser Mensch in diese Welt, in der der Haß aller gegen alle rast und tobt — in der sie einander nichts mehr verzeihen, in der der Parteigenosse das Schlechteste, der Gegner nicht das Beste ungestraft tun darf, in der eine Nation gegen die andre, ein Stand gegen den

andern und sogar ein Geschlecht gegen das andre in Waffen steht. In was für Waffen, Herr mein Gott! Nicht die des ehrlichen Krieges, in dem der Soldat noch im Feinde den Nebenmenschen, und dadurch sich selbst achtet — einen Krieg mit schändlichen Waffen, denn die Pfeile, die da fliegen und treffen, sind ins Viperngift der Verleumdung getaucht . . . Wir sehen die Wissenschaft mißbraucht im Dienste des Mordes, wir sehen unsere göttliche Religion der Liebe, der höchsten Duldung, der tiefsten Demut zum Werkzeug des Ehrgeizes, des Strebens nach Macht entheiligt . . . Genug —" Thalberg hielt erschöpft inne. Erst nach längerer Zeit gewann er die Kraft fortzusetzen: „Was willst du, du — mit deinem friedfertigen Herzen, in dieser Welt des Hasses? —

Bleib treu, bleib bei mir . . . Stell dir so recht vor, was das für mich wäre, wenn ich eines Morgens erwachen und meinen Kooperator nicht auf seinem Posten finden würde. — Ich bitte dich, schau den Brief an, den die Sperber dort hingelegt hat ans äußerste End vom Tisch. Ich brauche ihn nicht zu öffnen, um zu wissen, was drin steht. Es wird wieder geklagt werden über mich. Ich bin oben nicht gar gut angeschrieben; sie finden mich nicht scharf genug. Wenn es jetzt noch hieße: Sein Kooperator ist entflohen; sie waren sehr gut miteinander, er wird wohl davon gewußt haben . . . Leo!" brach der Greis plötzlich aus: „Das wirst du mir nicht antun! Du gehst nicht fort von mir."

„Hochwürden," erwiderte Leo erregt, „die Wahr-

heit über alles. Soll ich lehren, was ich nicht für wahr halte? Soll ich mit der Hölle drohen? Soll ich den Aberglauben, das einzige, was diese Menschen bezwingt, nähren?"

„Was — Aberglauben!" Thalberg rang die Hände. „Großer Sünder!" rief er heftig aus „Um den Glauben handelt sich's, um den Glauben, den du verloren hast. Sag nicht: ohne deine Schuld, du bist schuldig, der Selbstüberhebung, des Hochmuts. Du bist ein großer Sünder. Ein Priester — und glaubenslos!"

Seine Entrüstung hielt nicht an; ehe er sich dessen versah, hatte sie sich in Wehmut verwandelt, und so fuhr er sanften Tones fort: „Aber weil du ein Sünder bist, habe ich Erbarmen mit dir, oder mit andern Worten: liebe ich dich, — ich armer Sünder, dich den armen Sünder."

Leo wollte etwas erwidern, der Pfarrer bat: „Geh, geh zur Ruh! Vielleicht öffnet Gott, während deine leiblichen Augen geschlossen sind, dein inneres Auge der Erkenntnis."

IV.

Das Zimmer des Kooperators bildete ein längliches Viereck. Die Wände der kleinen Stube verschwanden größtenteils hinter dicht besetzten Bücherbrettern, die bis zu den altersbraunen Balken der Decke reichten. Ein den beiden Fenstern gegenüber offenstehender Schrank enthielt Erd- und Himmelsgloben, astronomische und meteorologische Instrumente. Den Raum, den er frei ließ, nahm auf der einen Seite das eiserne Bett, auf der andern ein hinfälliges Öfchen ein, das sich, beschämt über die Nutzlosigkeit seines Daseins, hinter ein riesiges Waschbecken auf derbem Gestell zurückzog, und trübselig niederblickte zum Steinkrug zu seinen Füßen, in dem im Winter das Wasser regelmäßig über Nacht einfror. Wohltat war es dann für Leo, die brennenden Augen, die von ringenden Gedanken heiße Stirn ausgiebig zu kühlen.

Den Rest der Einrichtung machten zwei Strohsessel aus, ein Kleider- und Wäscheschrank und ein Tisch aus weichem Holze, auf dem die verschiedensten Gegenstände neben- und übereinander standen und lagen. Ein Reiseschreibzeug, ein Mikroskop, allerlei Mineralien, Bilder-

bücher und Spielereien primitivster Art, bestimmt, das Entzücken unverwöhnter Dorfkinder auszumachen, mit Rechnungen bedeckte Schiefertafeln, eine große Garbe Feldblumen, ein zerlesenes Büchlein: die heiligen Schriften des Neuen Testaments, übersetzt von Kistemaker. Es war aufgeschlagen bei Lucas 19, eine Campanula als Buchzeichen eingelegt, und im zweiundvierzigsten Vers waren die Worte unterstrichen:

„Hättest auch du es erkannt, ja an diesem deinem Tage, was zum Frieden dir gereichen sollte!"

An der Wand neben dem Bette hingen unter einem schönen Stiche von Carpaccios Mariä Tempelgang zwei Miniaturbildnisse in Bronzerähmchen. Sie stellten die Eltern Leos vor, als Brautleute, sehr fein und charakteristisch gemalt. Ein ungleiches Paar, das sich da zusammengefunden hatte. Der Mann schon ältlich, untersetzt und kurzhalsig. Man meinte ihn schnaufen zu hören, eingeknöpft und eingeschnallt wie er war in seine Uniform eines Jägerhauptmanns. Die eisenfarbigen Haare wuchsen ihm tief in die niedere und flache Stirn herein, die dunkelgrauen Augen blickten verdrossen und hochmütig. Die Mundwinkel waren herabgezogen und von einem Ausdruck unüberwindlichen Eigensinns umlagert. Gegen die Behauptungen und Befehle, die von diesen Lippen fielen, hatte ein Untergebener oder ein Schwacher wohl kaum einen Einwand gewagt. Die letzte aber, die sich einer solchen Kühnheit unterfing, das war gewiß des Hauptmanns junge Braut gewesen. Weltfremd, wie von

einer verzauberten Insel kommend, den kleinen Kopf mit seiner Krone hellblonden Haares etwas gesenkt, schaute sie unter ihrem Schleier hervor und schien mehr angetan, den Kampf des Lebens fliehen als ihn aufnehmen zu wollen. Von ihr hatte der Sohn die sanften blauen Augen, das kindlich reine Oval des Gesichtes, die hochaufgeschossene Gestalt. Und nicht bloß äußerlich war die Ähnlichkeit zwischen ihnen, die Seele der Mutter lebte in Leo fort. Zwölf Jahre zählte er, als er sie verlor, aber das geistige Erbe, das sie ihm hinterließ, trat er an als ein Volljähriger. Zu diesem Erbe gehörte auch die Erinnerung an das stille Märtyrertum der Verstorbenen in ihrer Ehe, deren Trostlosigkeit ihm immer klarer zum Bewußtsein kam, während sie sogar von Nahestehenden für eine glückliche gehalten wurde. Zu einem Streit kam es nie, denn Elisabeth fügte sich widerspruchslos in den Willen ihres Herrn. Allerdings war er oft verdrießlich, aber durfte man ihm das übel nehmen? Sein Dienst war schwer, sein Auskommen knapp; er fühlte das Alter und so manches Gebreste herannahen und hatte sich doch täglich und stündlich als der feste, stramme, eifrige Hauptmann zu erweisen, dessen Tauglichkeit zum Avancement unzweifelhaft scheinen mußte. War der Majorsrang einmal erreicht, dann mochte das Verhängnis in Gestalt des blauen Bogens hereinbrechen. Bei der Stabsoffizierspension würden er und die Seinigen wenigstens nicht hungern. An sich dachte er zuerst, an sie aber doch auch; er hatte liebevolle Regungen trotz seiner Unliebenswürdig-

keit. Zur Erkenntnis des Unheils, das diese Lebensverderberin für ihn bedeutete, brachte er's freilich nicht. Er liebte seine Frau leidenschaftlich und ausschließend, er lechzte nach Gegenliebe und hatte keine Ahnung davon, daß sein eigenes Wesen Zuneigung nicht aufkommen ließ. Als ewig Gekränkter, ewig in seinem besten Rechte Verkürzter, schritt er neben dem jungen, ihm angetrauten Geschöpf als verkörperter Vorwurf einher. Er belastete die zur Selbstquälerei ohnehin nur zu sehr Geneigte mit einem nie ruhenden Schuldbewußtsein, und sie bedurfte all ihrer Kraft, um gegen die stets wachsende Abneigung, die ihr unglücklicher Peiniger ihr einflößte, anzukämpfen. Im Gebete suchte und fand sie Trost und Stärke. Die Kirche, die sie, ihren Sohn an der Hand führend, gebeugt und gebrochen betrat, sah er sie aufgerichtet und ermutigt wieder verlassen Damals schon mußte sich dem Kinde die Antwort auf die Frage aufdrängen, wo Frieden und Mut in der Trübsal zu holen sind. Die segenspendende Quelle versagte nie; sie floß am reichsten, als man ihrer am meisten bedurfte, in den ganz bösen Tagen, da Hauptmann Klinger erfuhr, daß er statt der ersehnten Beförderung die Versetzung in den Ruhestand zu erwarten habe.

Kurze Zeit nach dieser bitteren Enttäuschung verließ er die Stadt und zog sich mit Frau und Kind nach seinem Geburtsort, einem kleinen Dorfe in Schlesien zurück. Man hatte von dort eine halbe Meile weit zu gehen bis zur nächsten größeren Ortschaft, wo sich eine Kirche befand,

und wo der Bezirksarzt lebte; aber eine deutsche Schule war vorhanden, und mitten im Dorfe stand noch halb und halb aufrecht das Häuschen, in dem Klinger das Licht der Welt erblickt hatte und in dem seine Eltern, bescheidene Bauersleute, gestorben waren. Das zum Hause gehörende Feld hatte sich im Laufe der Zeiten in Uniformen, Goldsorten und Federbüsche verwandelt, denn ein Offizier, der avancieren will, muß sich auch in seiner Adjustierung vor andern auszeichnen; aber ein Garten von mäßigem Umfang und die Ruinen eines Stalles, der einst zwei Kühe beherbergte, waren übrig geblieben. Als locum tenens lebte die Witwe des Dorfschneiders in dem Häuschen, eine Großtante des Eigentümers, eine rüstige alte Frau, die in Dankbarkeit gegen den Neffen zerschmolz, als er ihr erlaubte, den Verschlag auf dem Dachboden, in dem sie sich mit ihrem Bett und ihrer Truhe eingerichtet hatte, auch ferner zu bewohnen. Wenn das eine gute Tat war, so brachte sie reichen Lohn. Die alte Schneiderswitwe leistete den Verwandten aus der Stadt unschätzbare Dienste. Sie wurde Frau Elisabeths Ratgeberin und kräftige Hilfe bei der Einrichtung des kleinen Haushalts und Leos beste Freundin, denn so schöne Märchen, wie sie erzählen konnte, hatte er noch nie gehört. Die zwei Frauen und das Kind griffen beherzt zur Schaufel, zum Besen, zur Hacke und sogar zur Kelle, wenn es dem, den Gewohnheiten seines Standes unterworfenen Maurer einfiel, „blau zu machen" vom Montag bis zum Samstag. Der Zimmermann, der Schlosser,

der Glaser fanden eifrige Handlanger an ihnen, indes der Hausvater mit finsterer Miene spazieren ging, mit finsterer Miene heimkehrte, oder, von seinem Schmollwinkel aus, was die andern taten bespöttelte und tadelte. Der schlimmste Tag für seine Frau war der letzte in der Woche, an dem sie zitternd und bebend zu ihm kam, um ihm die Rechnungen vorzulegen. Da brach er in Zorn aus und erklärte, nicht zahlen, nicht der Narr sein zu wollen, der sich ausbeuten läßt.

Am Sonntag, zu jeder Jahreszeit, bei jedem Wetter, wanderte die Familie mit der übrigen Gemeinde auf stellenweise sehr schlechten Wegen hügelauf, hügelab zur Kirche. Anfangs kamen sie gar stattlich angerückt, der Hauptmann in seiner noch fast neuen Uniform mit blitzblank geputzten Knöpfen, die Gattin und die Tante in ihren besten Gewändern, der schöne Knabe im dunkelblauen, von der Mutter nach englischem Muster angefertigten Matrosenanzug. Von Jahr zu Jahr wurde die Uniform Klingers fadenscheiniger, das Kleid und der Umhang Frau Elisabeths zweifelhafter in der Farbe, dünner im Stoffe. Leo trug nur noch Jacken, die ihm bis zu den Handgelenken, und Hosen, die ihm kaum bis zu den Knöcheln reichten. Nur Tante Philomenas weiter, dunkelgrüner Rock, ihr großes, rotgestreiftes Tuch mit den langen Fransen trotzten den Unbilden der Witterung und waren das Bleibende im Wechsel, wie ihr lederfarbiges Gesicht, ihre lebhaften braunen Augen, die dürre, aber allzeit aufrechte Gestalt. In der Kirche fiel die Haupt-

mannsfamilie allgemein sehr angenehm auf durch ihre große Andacht. Der alte Soldat schüttete jeden Sonntag während der Messe sein schweres Herz vor dem Ewigen aus. Ein dunkles Bewußtsein der Widerwärtigkeit, mit welcher er eben erst seiner vielgeliebten Frau begegnet war, überkam ihn wohl, gestaltete sich aber mehr zur Anklage gegen sie, als zum Gewissensvorwurf gegen ihn selbst. Die Frau grollte ihm nie, verlor nie die Geduld, blieb immer sanft, nachgiebig, gehorsam, sie bemühte sich sogar, ihn zu erheitern. Ja warum? woher diese unerschöpfliche, fast beleidigende Langmut? Woher? Klinger beantwortete sich die Frage selbst: aus einem Schuldgefühl. Schuldig war die Frau gegen ihn, die ihm Liebe und Treue geschworen hatte und nur die Hälfte ihres Schwures hielt. Treue übte sie, Liebe versagte sie ihm. Sie verstand nicht einmal seinen ganzen Wert zu schätzen. Sie würde vergessen, daß er sie aus tiefster Verlassenheit und Not zu sich emporgehoben hatte, wenn er es ihr nicht ins Gedächtnis zurückriefe. Er nahm Gott zum Zeugen seines edlen Benehmens beim Leichenbegängnis einer weitläufigen Verwandten, der Mutter Elisabeths. Mit ihr, die als Witwe eines kleinen Beamten eine minimale Pension, wie man sagt, „genoß", verlor das junge Mädchen die letzte Stütze. Jetzt hieß es, nur vom Ertrage ihrer Näharbeit leben, und Klinger erfuhr, was das bedeute, als er sich mit einer bei ihm ganz ungewöhnlichen Teilnahme für andere, nach den Verhältnissen des Mädchens erkundigte. Wie hatte er sich da benommen? Was

hatte er für die ihm fast fremde Base getan? An seinem Arme hatte er sie vom Friedhof weg zum Altare geführt — er wiederholte die Phrase gern, sie gefiel ihm so sehr. Er hatte die Verlassene zu seiner Frau gemacht, nicht weil ihre Schönheit ihn überrascht und geblendet, nicht weil er sich plötzlich in sie verliebt hatte, o nein — aus reiner Großmut. Nun verdankte sie ihm alles, vom Hemde, das sie trug, bis zur sorgenfreien, geachteten Lebensstellung, alles. Und was forderte er dafür? Du weißt es, Herr und Gott, das geringste, das ein Mann von dem ihm angetrauten Weibe fordern kann: ein wenig Liebe! nur einen schwachen Widerschein der großen, heißen Liebe, die er für sie hat. Herzlichkeit, auch etwas Bewunderung, abwechselnd mit Bedauern, nicht immer nur pflichtgemäße Rücksichten und gebührende Obsorge. „Großer, guter Gott, erwecke in ihr die Liebe, nach der ich schmachte, die sie mir versagt. Warum versagt? Weil ich um einige Jahre älter bin als sie? Ich fühle mich nicht alt — wird denn ein Mann überhaupt alt, der sich jung fühlt und liebreich und liebebedürftig? Erwiderung, Herr! Schenk meiner Liebe Erwiderung!“ —

So betete der Mann, und die Frau betete:

„Mein Gott, gib mir Selbstüberwindung und die Kraft zu verbergen, daß ich sie üben muß; nicht nur treu, auch freudig laß mich meine Lebensaufgabe lösen; mir fehlt die Freudigkeit in der Pflichterfüllung. Mir graut vor zwei mir ewig geöffneten Armen, vor einem

ewig heischenden Blick. Du weißt, daß ich vor ihnen fliehen möchte ans Ende der Welt — aus der Welt. Du kennst die Gewalt dieser gräßlichen Versuchung, die mich oft ergreift. Laß mich ihr nicht erliegen!" Schauer durchrieselten sie; sie fühlte ihre Wangen kalt werden, sie versteckte das Gesicht im Gebetbuch, damit niemand ihr Erbleichen sehe.

Das Kind an ihrer Seite aber schwelgte im Gefühl der göttlichen Nähe. Seine junge Seele flog zu Gott empor, ihm brachte es sein ganzes Herz dar. Voll Inbrunst und Begeisterung sang es das Meßlied mit; seine frische Stimme tönte aus dem schnarrenden Gesang der Gemeinde wie ein helles Glöcklein heraus.

Sehr würdevoll verrichtete Tante Philomena ihre sonntäglichen Gebete. Sie hatte Hausfrauengefühle in der Kirche, die sie fegen und schmücken half, und übte die schwierige Kunst, ein Auge in ihrem großgedruckten „Goldenen Himmelsschlüssel" ruhen zu lassen, und mit dem anderen den Meßner zu beobachten, der, noch ziemlich neu im Amte, sich zuweilen beim Schwingen des Weihrauchfasses, beim Präsentieren des Klingelbeutels und besonders beim Umhängen des Velums kleine Ungeschicklichkeiten zu schulden kommen ließ. Auch über die Schulbuben, die vor den Stufen des Altars knieten, übte Philomena strenge Aufsicht; die Strafe, die ihr scharfer Blick den Ungebärdigen androhte, ging am Montag in der Schule richtig in Erfüllung. Deshalb verfehlte er auch selten seine Wirkung. Die Alte war gefürchtet, das

hieß in ihrem Kreise soviel wie geachtet; ihre ehrliche Frömmigkeit erbaute. Niemand klopfte stärker an seine Brust, niemand beugte sich tiefer vor dem Allerheiligsten, und niemand tat's mit so inniger Andacht.

Auf dem Heimwege erzählte sie dem Großneffen eine schöne Legende, der auch Frau Elisabeth aufmerksam lauschte. Der Familienvater schritt pustend voraus. Alle Honoratioren und die meisten Bauern grüßten ihn. Er dankte militärisch, was sehr imponierte. Seine Verdrossenheit und Unzugänglichkeit gaben ihm ein großes Ansehen; die Beamten, deren Besuch er erwiderte, fühlten sich ausgezeichnet. Auch die bescheidene Elisabeth erfreute sich allgemeiner Sympathie, und alle Männer, die viel älter waren als ihre Frauen, stellten die schöne, friedliche Ehe, die Klinger und seine Gattin führten, als Beispiel einer Musterehe auf.

Diese schöne und friedliche Ehe, die an inneren Kämpfen viel reicher war als manche, in der ein frischer, fröhlicher Krieg regiert, wurde auf die dem Manne unerwartetste Weise gelöst. Seine Frau enthob ihn der Sorge um ihre Zukunft, in deren Namen er ihr die Gegenwart oft unerträglich gemacht hatte. Sie begann zu kränkeln; der Arzt, den man herbeirief, nahm es fast übel, daß man ihn für nichts und wieder nichts dahergesprengt hatte. Die Frau Hauptmann sei, etwas Fieber abgerechnet, ganz wohl. Was sollte er verordnen? Sich gut nähren, Überanstrengung vermeiden? Das verstand sich ja bei einer solchen Dame von selbst.

Sechs Monate später schrieb er in den Totenschein: „An Erschöpfung der Kräfte.“ Wenige Tage nur war sie bettlägerig gewesen, und täglich einige Male hatte Klinger seine Tante gefragt: „Steht sie noch nicht auf? Was fehlt ihr denn eigentlich?“

Er grollte, er machte der Kranken kurze Besuche, ermahnte sie zur Selbstbeherrschung, stellte die These auf und verfocht sie auch, daß niemand, der sich nicht verweichlicht, krank zu werden braucht. Einmal erschrak er aber doch über ihre Blässe und über den Ausdruck des Leidens in ihren Zügen. Es war an einem rauhen Märzabend, der Sturmwind hatte den Himmel rein gefegt. In schimmernder Herrlichkeit stand der Vollmond schon hoch am Firmamente; sein milder Schein drang durch die kleinen Fenster der Krankenstube, breitete sich über das Bett, badete die Sterbende in Licht. Sie lag still und ruhig und war noch hold im Tode. Ihr Sohn kniete neben ihr. Er preßte sein Gesicht auf ihre Decke, um die Tränen zu verbergen, in die er ausgebrochen war beim Anblick der Mutter.

Als der Mann hinzutrat und sich, plötzlich weich und besorgt, über die schwer Atmende beugte, sprach sie, eine Hand in seinen Händen, die andere auf dem Haupte ihres Kindes, ihre letzte und zugleich ihre erste Bitte an ihn aus. Die lautete:

„Laß unseren Sohn geistlich werden, das ist sein Beruf, das ist für ihn das beste.“

Leo erhob sich bei diesen Worten und schlang den

Arm um den Hals seiner Mutter, der Hauptmann jedoch versicherte, niemandem läge das beste des Jungen mehr am Herzen als ihm, dem Vater. Über den Beruf, für den er ihn bestimme, nachzudenken, dürfe er sich aber noch Zeit gönnen. Höchste Zeit hingegen sei, daß die Hausmutter sich der Gefahr entzöge, bettkrank zu werden, und ihre gewohnten Beschäftigungen wieder aufnehme.

Elisabeth lächelte bei dieser Zumutung und äußerte nicht einmal den guten Willen, ihr nachzukommen, was den Hauptmann peinlich berührte. Eine solche Stumpfheit war ihm neu an seiner Frau. Sie nahm überhaupt keine Notiz mehr von seiner Anwesenheit; sie sah die Tante, die eben eintrat, mit eigentümlich verändertem Blick gespannt und fragend an. Die Alte nickte. Draußen ließ Pferdegetrappel und das Rollen eines Wagens sich vernehmen, und dazwischen das Läuten einer kleinen Glocke.

Klinger trat ans Fenster. „Oho!“ sagte er. „Der Herr Dechant in eigener Person. Kommt jemanden versehen. Wen nur?“

Hilf Gott! der Wagen, in dem der hochwürdige Herr und der die Glocke schwingende Kirchendiener saßen, hielt vor des Hauptmanns eigenem Hause. „Was soll das heißen? Wer hat den Geistlichen rufen lassen? Wer erlaubt sich so etwas, ohne mich zu fragen?“

Die Tante erklärte sehr gelassen: „Ich hab mir's erlaubt. Elisabeth sehnt sich schon lange danach, ihre Andacht zu verrichten, weiß aber nicht, woher den Mut nehmen, es dir zu sagen.“

„So?" war alles, was er herausbrachte. Unwillen, Kränkung, Zorn grollten in dem einen Worte. Mit wuchtigen Schritten verließ er das Zimmer durch die eine Tür, während der Priester durch die andere eintrat.

Leo wußte noch heute, mit welchem, dem Haß verwandten Gefühl er dem Vater nachgeblickt hatte. Das war anders geworden im Laufe der Zeit; allmählich war ein Gefühl des brennenden Mitleids in ihm erwacht mit diesem Manne, der, selbst unglücklich, das Unglück der Menschen, die er am meisten liebte, verschuldet hatte.

Allen, auch dem endlich wieder herbeigerufenen Arzte unerwartet, war Frau Elisabeth am folgenden Tage gestorben.

Sie hatte nach Leo gefragt, erstaunt geschienen, als er rief: „Da bin ich ja, da steh ich neben dir!" hatte ihn küssen wollen und nicht die Kraft dazu gehabt, den Kopf auf die Seite geneigt, die Augen zufallen lassen — und war eingeschlafen wie ein müdes Kind.

Klinger raste in Verzweiflung und trug sich anfangs ernstlich mit Selbstmordgedanken. Allmählich aber befreite er sich von ihnen, indem er sie aussprach, und kam endlich zu dem Schlusse, es sei nicht mehr der Mühe wert, auch nur einen Finger zu rühren, um die Last des Lebens abzuschütteln. Der schwere Kummer, der an ihm zehrt, werde ihn ohnehin bald ins Grab bringen.

Die Qualen, die er als Ehemann durchgemacht hatte, setzten sich dem Witwer in der Erinnerung fort. Er verschmerzte den Beweis mangelnden Vertrauens, den seine

Frau ihm noch kurz vor ihrem Ende gegeben hatte, nie. Ein Wahrzeichen! Nicht ihm, dessen größtes Glück es von jeher war, ihr jeden Wunsch zu erfüllen, hatte sie sagen können: „Laß den Priester rufen.“ Hinter seinem Rücken war's geschehen. Und wenn sie sich schon lange vorher krank gefühlt haben sollte (was ihm gar nicht ausgemacht war), warum hatte sie es ihm nicht gesagt, warum nicht Anspruch gemacht auf die Rücksicht, die eine Kranke verlangen darf? Sie wollte eben keine Rücksichtnahme von ihm, sie verhielt sich immer ablehnend gegen ihn, sie, seine Frau. „War das recht?“ fragte er die alte Philomena, die ihm mit ihren klugen Augen fest ins Gesicht sah und unwillkürlich die schmalen, trockenen Lippen spöttisch verzog.

War's recht? Stundenlang konnte der Hauptmann über die Frage nachsinnen und ersparte sie später auch seinem heranwachsenden Sohne nicht.

Dieser litt unter der Liebe des Vaters fast ebensosehr, wie die Mutter darunter gelitten hatte. Der Hauptmann gab zwar seinen Bitten nach und brachte ihn aufs Seminar in die drei Stunden weit entfernte fürsterzbischöfliche Residenz, erwartete aber mit aller Bestimmtheit, daß der Student zur Ferienzeit, abgekühlt von seinen überspannten Ideen und enttäuscht durch die strengen Regeln des geistlichen Instituts nach Hause kommen werde. Das Lob, das Leo erntete, die guten Zeugnisse, die er heimbrachte, machten seinen Vater nicht irre. Im Anfang sind die Herren Professoren immer nachsichtig, meinte er.

Daß sie den Eifer des Zöglings auch in der Folge lobten, verdroß ihn. Gut denn, gut, es bleibt dabei, der Sohn setzt seinen Willen durch, wird Priester, und der alte Klinger ist kinderlos, denn, natürlich, ein Priester gehört der Kirche.

Die Zusammenkünfte zwischen den beiden gestalteten sich, so selten sie stattfinden konnten, immer unerquicklicher. Mit Keulen schlug der Hauptmann das Vertrauen seines Sohnes tot und war dann außer sich darüber, daß ihm auch der keines entgegenbrachte.

Ein Wort Leos über die Mühsal, die Verantwortlichkeit seines Berufes, und Klinger triumphierte: „Deine Sache! Warum hast du ihn gewählt!"

Kam der Sohn mit heiterer Stirn, ruhig und zufrieden, dann wurde er am schlechtesten empfangen. Er konnte das Leben freilich auf die leichte Achsel nehmen, er, den sein Amt jeder Verpflichtung gegen die Familie enthob, der nie für eine Frau, für ein Kind, immer nur für das liebe Ich zu sorgen haben werde.

Leo hatte die Priesterweihen empfangen, versah seit Jahresfrist eine äußerst bescheidene Kaplanstelle in einem niederösterreichischen Dorfe. Immer spärlicher flossen die Nachrichten aus der Heimat. Er trug das bedrückende Bewußtsein mit sich herum, das Herz seines Vaters sei schwer von unausgesprochenem Groll gegen ihn. Da kam endlich als Antwort auf seine vielen Anfragen ein kurzer, vom Schullehrer geschriebener, vom Hauptmann diktierter Brief.

„Ich bin zwar ganz gesund," hieß es darin, „in meinem Alter kann man aber jeden Augenblick abberufen werden, und es ist gut, sich beizeiten vorzusehen für die letzte Reise. Da ich nun schon einen Sohn habe, der Geistlicher ist, so möchte ich auch von ihm die Tröstungen der Kirche empfangen."

Zwei Tage später war Leo da. So früh hatte man ihn nicht erwartet. Der Vater schien fast unangenehm überrascht, die Tante schlug halb freudig, halb erschrocken die Hände zusammen und stammelte: „Leo! . . . Hochwürden!"

Was waren sie alt geworden, die zwei! Im Sterbezimmer Frau Elisabeths, vor ihrem Arbeitstischchen saßen sie nebeneinander; die sonst unermüdlich fleißige Tante am hellen Sommernachmittag mit gekreuzten Händen, der Greis in seinem farblos gewordenen Militärpaletot, kahl und gebeugt, ein gebrochener Mann.

„Wir haben heute nichts Warmes zum Nachtmahl, gerade heute nicht," sagte Philomena ganz betrübt, stand auf und sah den Neffen voll Verlegenheit, Bewunderung und Ehrfurcht an. Plötzlich besann sie sich und wollte einen Sessel für ihn herbeiholen, den selben Holzsessel, auf dem er als Knabe die Nacht vor dem Tode seiner Mutter zugebracht hatte, und trotz des Vorsatzes, wach zu bleiben, fest eingeschlafen war, zu ihren Füßen, mit dem Kopf auf ihrem Bette . . . Dort stand es noch . . . Er mußte sich zusammennehmen, um nicht darauf zuzustürzen. Fast unhörbar traten die Worte: „Mutter! Meine liebe Mutter!"

auf seine Lippen. Wenn sie noch lebte, welcher Empfang wäre ihm zuteil geworden!

Der Vater begrüßte ihn mit den Worten: „Die Geistlichkeit hat's gut, beim Militär ist ein Urlaub nicht so schnell zu haben." Es freue ihn recht sehr, seinen Sohn kräftig und gesund zu sehen und auch vergnügt, wie ihm scheine; etwas mehr Zeit hätte er sich aber lassen können. Besonders eilig sei es mit dem Beichten nicht.

Es kam aber doch bald dazu, schon am nächsten Morgen. Der Doktor, der den alten Herrn regelmäßig besuchte, war bald nach der Ankunft Leos dagewesen und hatte gesagt: „Ich an Ihrer Stelle würde mich jetzt gleich ins Reine setzen mit unserem lieben Herrgott. Einen besseren Fürsprecher als den eigenen Sohn können Sie nicht finden," und mit schlauer Miene hinzugesetzt: „Es ist nur die Frage, ob Sie dem sein Urteil zu fürchten haben."

Das entschied. Leo erhielt vom Vater den Befehl, alle Vorbereitungen zu treffen; nicht nur beichten, auch kommunizieren wollte er; er war auch jede Stunde bereit, die heiligen Sterbesakramente zu empfangen. Das mag der Sohn, der Arzt, das ganze Dorf im voraus wissen, sprach er erregt, Geheimtuerei sei nicht seine Sache.

Als Leo am nächsten Morgen in das Zimmer seines Vaters getreten war, hatte er ihn aufrecht im Bette sitzend gefunden. Das vertrauliche Lächeln, das die Lippen des Greises umschwebte beim Anblick seines Sohnes, der im

Chorhemd, mit umgehängter Stola, vor ihm erschien, erstarb vor der wehmütig feierlichen Miene des jungen Priesters. Totenblaß und bebend sprach er den Segen über den alten Mann, und der empfing ihn voll Andacht, machte das Zeichen des Kreuzes und sagte:

„Vor allem höre, geistlicher Herr und lieber Sohn: Ich bin ein armer sündhafter Mensch, wie du, wie alle Menschen überhaupt. Eines besonderen Unrechts wüßt ich mich nicht anzuklagen. Ich hab immer getan, was recht war, aber geworden ist mir mein Recht nicht. Ich hab für gute Dienste schlechten Lohn geerntet und für große Liebe nicht die kleinste Erwiderung. Auf Erden hat's für mich keine Gerechtigkeit gegeben, so erwarte ich sie denn von meinem gnädigen Gott im Jenseits. Die Meisten fürchten die Vergeltung, ich hoff auf sie. So ruhig wie ich kann nicht jeder hinübergehen." Unmittelbar an diese Worte fügte er die übliche Formel und eine Beichte etwas seltsamer Art an und schloß: „Alle meine wissentlichen und unwissentlichen Sünden . . ."

„Unwissentlichen," wiederholte Leo. Es kam mit einem Schmerzens- und Angstschrei aus seiner Brust: „Meine unwissentlichen Sünden!"

„Sind mir von Herzen leid," fuhr Klinger fort, „und ich verspreche, lieber zu sterben, als Gott wissentlich zu beleidigen."

Leo war auf beide Kniee gesunken und hatte mit unaussprechlich heißer Inbrunst gebetet: „Allbarmherziger! du hörst ihn. Seine unwissentlichen Sünden! Verzeih,

Allbarmherziger, nimm dein mit Blindheit geschlagenes Kind in Gnaden auf!“

Und er hatte ein seliges Gefühl der Erfüllung gehabt, als er sich erhob von seinen Knieen. Unbegrenztes Vertrauen, höchster Mut durchdrangen und beseligten ihn.

Dieses herrliche Bewußtsein des Zusammenhanges mit seinem Schöpfer hatte ihn immer treu erhalten in der Pflichterfüllung, siegreich in der Versuchung. Als er die Entfernung der Fixsterne von der Erde zu ermessen begann, als unser Sonnensystem ihm zusammengeschrumpft war zu einem Punkte im All, auch da hatte sein Glauben nicht gewankt .... Und heute stand er am offenen Fenster und sah zum sternenübersäeten Himmel hinauf, und der Anblick, der ihn sonst hoch über sich erhoben hatte, drückte den in qualvoller Herzensnot ringenden Mann nieder — nieder bis zur Verzweiflung.

V.

Am frühen Morgen klopfte der Pfarrer an die Tür Leos. Der alte Herr sprach mühsam, Schauer durchfröstelten ihn.

„Ich kann nicht auf die Kanzel," sagte er und glitt mit seiner breiten, sehnigen Hand über die Stirn. „Gestern war die Predigt fertig in meinem Kopfe, jetzt sind alle Gedanken fort, bis auf einen einzigen . . . Du mußt predigen, du mußt ihnen den Text auslegen: ‚Jesus weint über Jerusalem'. Das Hochamt will ich selbst lesen, ich will beim feierlichen Gottesdienst für einen Verirrten beten."

Er hatte sich auf einen Sessel sinken lassen: „Ja — der eine Gedanke frißt alle anderen auf."

„Ich hätte schweigen sollen," sagte Leo finster.

„Nein! nein! . . . die Wahrheit über alles" . . . Er unterbrach sich, er sah ratlos zu seinem Kooperator hinauf: „Oder nicht? Führt das Suchen nach Wahrheit auf Irrwege? — Wozu dort nach Wahrheit suchen, wo sie längst gefunden ist? Die Wahrheit," rief er, „die gut genug war für große Propheten, wird auch für dich gut genug sein."

Er erhob sich, er klopfte dem Freunde liebreich auf die Schulter und sprach ermunternd und flehentlich:

„Befestige dich wieder im Glauben!“

Jede seiner Mienen und Gebärden bat um ein Zeichen der Zustimmung, der Teilnahme wenigstens, mit den Sorgen, die ihn quälten. Leo konnte es ihm nicht geben, er hätte es heucheln müssen. Er geleitete ihn zurück in seine Stube, verließ ihn schweigend und dachte: — „ein Funken Verständnis wäre mehr als all diese Güte und Liebe.“

In dumpfer Versunkenheit ging er an sein Tagewerk und erwachte erst aus ihr, als die Kirchenglocke zur Predigt rief. Er hatte noch nie die Kanzel unvorbereitet betreten, hatte für den gewissenhaft erwogenen Inhalt seiner Rede immer die klarste, einfachste Form gesucht, mit unermüdlichem, oft bis zur Pein gesteigertem Fleiße, und immer sich selbst die Schuld gegeben, wenn es ihm nicht gelungen war, zu rühren und zu ergreifen. Heute wußte er nur, daß er sprechen werde und über welchen Text.

Die Kirche war von einem verwilderten Rasenplatze, dem ehemaligen Kirchhofe, umgeben. Eine niedere Mauer schloß ihn gegen die Straße, den Pfarrgarten und gegen die angrenzenden Felder ab. Seine beiden Zugänge aber standen Tag und Nacht offen. Ein breites Gittertor, das in gerader Linie zum Portal der Kirche führte, bildete den einen, den andern, jenseitigen, ein hölzernes Pförtchen. Zu diesem gelangte man vom Pfarrhof aus

über einige Stufen und befand sich auf dem Wege zur Sakristei. Als Leo den betrat, bot sich ihm der altgewohnte Anblick. Die weibliche Dorfbevölkerung strömte scharenweise ins Gotteshaus, die Männer, Gruppen bildend, ließen sie vorbeidefilieren und schickten sich an, das Ende der Predigt im Freien abzuwarten. Junge Burschen lagen faul ausgestreckt im Grase. Sie blickten zur Seite, als Leo vorüberging. Jeder von ihnen grüßte schon von weitem, wenn er dem Kooperator allein begegnete; in großer Gesellschaft aber genierte sich die goldene Jugend, höflich zu sein. Einige ältere Männer zogen die Hüte, am freundlichsten tat's ein auffallend großer, schöner Mensch mit offenem Gesicht und ehrlichen Augen. Zimmermann hieß er und war er und hatte durch einige Jahre die Bürgermeisterstelle bekleidet. In dieser Zeit wurde die Gemeinde ihre Schulden los. Bei der Wiederwahl fiel er aber durch. Wer mit sich nicht reden läßt, wer nicht einsieht, daß eine Hand die andere waschen muß in jedem Gemeinwesen, den setzen sie in Schran aus eigenem Antriebe nicht zum Vorgesetzten ein. Mehrere Bauern und Gewerbsleute, unter ihnen auch der Müller, verloren sich hinter der Kirche, als sie den Geistlichen kommen sahen; andere wünschten offenbar, von ihm bemerkt zu werden: „I wart nur, daß 's anfangt, dann geh i glei hinein," sagte ein dicker Wirt mit militärisch zugeschnittenem Schnurrbarte absichtlich laut zu seiner Umgebung. Und nun, knapp vor der Tür der Sakristei, lief ein kleiner Junge mit roter

Nase und weit abstehenden roten Ohren auf den Priester zu, ihm die Hand zu küssen, und ein Weib knickste und knickste, als wollte es sich in den Boden hinein knicksen. Es war die Schober, die Mutter des Jungen, — Leo biß die Zähne zusammen und ging vorbei.

Bald darauf betrat er die Kanzel, betete, erhob sich und blickte zu den Versammelten nieder. Die Bänke der Frauen waren dicht besetzt, die der Männer wiesen große Lücken auf. Nun wackelte mit geschäftiger Miene der Müller herein, besprengte sich mit Weihwasser und beugte das Knie vor dem Altar. Ihm folgte einer von denen, auf die er sich gestern berufen hatte, ein Sündengenosse, einer, der die selben Wege ging, wie er, und ebenso unbehelligt — nicht nur von außen, auch durch das eigene Gewissen. Gelassen ging er seinem Platze in der Kirchenbank zu, setzte sich bequem hin und sah aus wie ein Patriarch mit seinem kahlen Schädel, seinem silberweißen Barte und dem tiefen Seelenfrieden, den sein wettergebräuntes Gesicht widerspiegelte.

Den Priester überlief's, ein Grauen ergriff ihn.

Der Frieden, der ihn anträumte aus diesem Menschenantlitz, war der Frieden des Tieres. Er wandte sich ab, er richtete den Blick auf das Landschaftsbild, das, vom offenen Kirchentore umrahmt, in heller Schönheit glänzte, und fing an zu sprechen, langsam und schwer. Er mußte mit Gewalt bei jedem Worte eine Last heben, die ihm erdrückend auf der Brust lag, und alle seine Kraft aufbieten, um sich die Herrschaft über seine Stimme

zu erkämpfen. Allmählich aber begann diese sonst so milde Stimme zu dröhnen und schwoll immer mächtiger an zu einer Stimme des Zornes, die zum Himmel schrie, nicht um Sühne — hinter der Sühne birgt sich die Verzeihung — um Rache. „Jesus weinte über die Verworfenheit der Menschen, über die Untaten, die sein göttliches Seherauge in aller Zukunft vollbringen sah. Seine heiligen Tränen flossen nicht nur über Jerusalem, sie flossen über euch! In euch wuchert die Sünde weiter und fordert die ewige Gerechtigkeit heraus." Leo wies ihr unerbittliches Walten nach. Die reifsten Gedanken seines Geistes, die tiefsten Empfindungen seiner Seele lebten in ihm auf und hinterließen eine leuchtende Spur. Wie Wolken hatte sich's auseinander geschoben vor seinem inneren Auge, wie auf einem Bilde sah er mit wunderbarer Deutlichkeit verzeichnet den oft verhüllten, immer unauflöslichen Zusammenhang zwischen Schuld und Strafe. Der Schein ist nichts. Äußeres Gelingen, blühende Gesundheit, lärmende Freude — dabei kann im Inneren die Verzweiflung wohnen und nach und nach alles rings um sich herum verzehren, wie ein still glimmendes Feuer. „Jede über euch vergossene göttliche Träne," rief er aus, „wird zum Flammenstrom, in den der Engel des Gerichtes die Rechte taucht, womit er an eure Herzen schlägt und, mögen sie dreifach gepanzert sein durch Kaltsinn, Stumpfheit, Verstocktheit, einen Brand hineinwirft, vor dem, was ihr Lust und Glück nennt, wie Zunder in Asche fällt."

Mächtiger mit jedem Satze wurde seine Rede und

der Ton seiner Stimme klangvoller; sie drang ins Freie und lockte allmählich die draußen Gebliebenen herein. Viele, besonders die jungen Burschen, kamen lächelnd, mit Mienen, die spöttisch sein sollten, sich aber sehr bald in verlegene und bestürzte verwandelten.

Der Engel des Gerichtes, von dem der Priester sprach, das war er selbst! . . . So erschien er ihnen, wie er dort auf der Kanzel stand, in furchtbarer Schönheit, marmorblaß, mit glühenden Augen.

Und als ein Richter fühlte er sich. Ihm war, er dürfe nur die Hand ausstrecken, um all die Verworfenheit, die ihn umgab, in den Abgrund zu schmettern.

Kein Plätzchen war mehr unbesetzt in der Bank der Männer; hinter den Bänken, im Eingang, vor dem Eingange drängten sie sich. Bange Betroffenheit, Sehnsucht nach einem befreienden Worte lag auf allen Gesichtern, leise und unheimlich ertönte manchmal ein trockenes Aufschluchzen, ein angsterpreßter, sofort unterdrückter Schrei.

Aber den Priester auf der Kanzel überkam keine barmherzige Regung. Dräuend blickte er von seiner Höhe herab. Die Selbstanklage schwieg, die Demut war tot. Er durfte verwerfen, es kam ihm zu, ihm, dem im Streite wider sich selbst unerbittlichen, unermüdlichen Ringer, der feigen Stumpfheit gegenüber. Sein Kampf stellte ihn über alle. Einmal streifte sein Blick den zweier zu Tode erschrockenen Mädchenaugen, die zu ihm hinaufflehten; einmal glitt er über ein dunkles Männer-

angesicht, das ihn anstaunte und mit dem trotzigen Schrecken eines ungerecht Angeklagten fragte: Wie komm ich dazu?

Du rührst ihn nicht, kleine Broni, du fragst umsonst, armer Seppl. Auch die Gerechten bestehen vor diesem Kämpfer nicht.

Er schloß, er kniete, betete stumm und lang, die Stirn auf die Kanzelbrüstung gepreßt.

Kein Aufatmen wurde in der Kirche hörbar, kein Laut, bis die ersten Orgelklänge sie durchrauschten und das Hochamt begann.

Als Leo den Betstuhl neben dem Altare betrat, hatte schon ein Fremder darin Platz genommen, ein halb weltlich gekleideter Geistlicher von stattlichem Aussehen, der, vertieft in sein Andachtsbuch, den stummen Gruß des Kooperators unerwidert ließ. Auf den Priester am Altar warf er aber von Zeit zu Zeit einen scharf beobachtenden Blick. Dem alten Herrn wurde das Darbringen des heiligen Meßopfers heute recht schwer. Mühsam ließ er sich auf die Kniee nieder, noch mühsamer erhob er sich. Mit der Brille hatte er auch immerfort zu tun, er mußte sie öfter herabnehmen, um sie abzuwischen, seine Augen sahen gar müd aus, und einmal fiel eine schwere Träne auf das Meßbuch, über das er sich beugte.

Leo wußte wohl, für wen der Greis heute mit so ganz besonderer Innigkeit und Inbrunst betete.

Das Hochamt dauerte ungewöhnlich lange, erschöpft kam der Pfarrer in die Sakristei und verließ sie, auf

seinen Kooperator gestützt, der, den Greis geleitend, voll Besorgnis zu ihm niederblickte.

Die Kirchenbesucher, die sonst nicht eilig genug den Ausgang gewinnen konnten, der auf die Dorfstraße, das heißt in die Nähe des Wirtshauses, führte, mäßigten heute ihre Ungeduld. Sehr viele machten sogar den Umweg um die Kirche, um die geistlichen Herren, die ihrem Hause zugingen, zu begrüßen. Das war sonst fast ausschließlich die Sache der Armen und Bresthaften und etlicher Betschwestern und Betbrüder, die sich der Gunst des Pfarrers nicht zu rühmen hatten. Selten ersparte er ihnen die Worte des Erlösers: „Dieses Volk ehret mich mit den Lippen, aber sein Herz ist weit von mir."

Plötzlich befanden der alte Herr und sein Führer sich in einem Gedränge. Die Leute wichen langsam aus, alle grüßten. Die zwei Hoffärtigsten, der Bürgermeister und der Gemeinderat Steindl, der Besitzer des Steindlhofes, der dem Koglerhofe nicht viel nachgab, zuerst, dann die anderen, und ein Gemurmel entstand. Fast jeder hätte den Geistlichen etwas zu sagen gehabt und sah sie darauf an, scheute sich aber, sie anzusprechen, ohne dazu aufgefordert zu werden. Nur der Müller kratzfußte und begann in verbindlichem Tone: „Habe die Ehre einen . . ." wurde erdfahl unter dem Blicke Leos, und die Stimme versagte ihm. Er stieß die Schober, die dicht neben ihm stand, mit dem Ellbogen fort, und sie wieder suchte sich loszumachen von ihrem Buben, der sie am Rocke festhielt. Über Nacht war er die Fabel des Dorfes geworden; der

Zank zwischen seiner Mutter und dem Müller mußte versteckte Zeugen gehabt haben. Erwachsene und Kinder erteilten dem Schober-Franzl im Vorübergehen Rippenstöße und Püffe. Der Sohn des Zimmermanns, ein hübscher Bursche von fünfzehn Jahren, der das Käppchen aufs linke Ohr geschoben und hinter das rechte eine blutrote Nelke gesteckt hatte, versetzte ihm einen Tritt und schimpfte ihn „Hendelschinder".

Nun ließ eine dünne, messerklingenscharfe Stimme sich vernehmen: „Platz für den Herrn Pfarrer!" befahl sie. „Treisinger, Vogler, drängt nicht so! Platz für den Herrn Pfarrer und den Bezirksrichter!"

Er selbst rief's, der kleine alte Beamte, und schwenkte, um sich bemerkbar zu machen, seine Kopfbedeckung in der Luft. Die Leute gaben Raum, er gelangte in die vorderste Reihe, und die weltliche und die kirchliche Behörde tauschten herzliche Händedrücke. „Ich komme heute noch zu Ihnen," sagte Leo leise. Der Bezirksrichter nahm eine bärbeißige Miene an. „Wegen der G'schicht mit dem Schober-Franzl. Das ist eine G'schicht. Größte Energie durchaus notwendig. Ich bin für häusliche Züchtigung bei so einer G'schicht."

Nochmalige Händedrücke, und die Priester setzten ihren Weg fort, jetzt ungehindert, denn der Zimmermann ging voraus und stieß jeden, der nicht gleich auswich, nach rechts oder links zur Seite. Das Gartenpförtlein war vom Winde halb zugelehnt worden, der emeritierte Bürgermeister schob es zurück und sprach laut zum

Kooperator: „Heute haben Sie es ihnen gegeben, Hochwürden!"

Der Pfarrer blieb abermals stehen, drohte sanft mit dem Finger und flüsterte, nur dem Angeredeten verständlich: „Ei, ei, Zimmermann, lieber Freund, hat Er das Evangelium vom Zöllner und vom Pharisäer vergessen?" Er wandte sich und erblickte nun, an den Pfeiler des Pförtchens gelehnt, die kleine Vroni und dicht hinter ihr die Kogler-Bäuerin. Vergeblich hatte Seppl gemahnt, es wäre Zeit, nach Hause zu fahren, die Pferde ständen „eh schon lang g'nug im G'schirr." Vroni widersetzte sich. Daß man ihr in aller Gottesfrühe die Erdbeeren aus dem Pfarrhof zurückgeschickt hatte, ließ ihr keine Ruhe. Sie mußte den Herrn Pfarrer sehen, ihn fragen, ob er denn bös auf sie sei und warum? . . . Die Erdbeeren, die furchtbare Predigt, standen sie vielleicht in einem ihr unerklärlichen Zusammenhang?

„Ich möcht so gern auf den Herrn Pfarrer warten," hatte sie inständig gebeten, und die Mutter hatte nachgegeben, und der hölzerne Seppl hatte die Vroni angeschaut, daß ihr der Atem völlig ausgegangen war, und gesagt: „Ja so, Sie muß warten wegen 'n Alten," und sich auf dem Absatz umgedreht und zu der Koglerhof-Equipage begeben, die unter der Obhut des Wirtshausknechtes auf der Straße stand.

Leo erschrak vor der Angst, mit der Vroni ihn rasch ansah. Ihre Wangen brannten, die seinen überflog eine schwache Röte. Und nicht nur der Anblick Vronis, auch

der der Bäuerin setzte ihn in Verwirrung. Sie grüßte ihn fremd und scheu, nachdem sie dem Pfarrer mit einem ihr eigentümlichen, würdevollen und traurigen Neigen des Hauptes ihre Ehrfurcht bezeugt hatte.

Thalberg sprach sie lebhaft und freundlich an: „Wie geht's zu Hause? Ein bissel besser? Das freut mich. Sie wissen ohnehin, aber ich wiederhol's doch: Wenn der Bauer heut oder morgen wünschen sollte, mich zu sehen, Sie brauchen nur zu schicken, — der alte Seelenhirt ist immer da. — Und Sie, Vronerl, verzeih Sie mir, daß ich ihr schönes Präsent zurückgeschickt habe. Nahrungsmittel, weiß Sie, mag ich nicht annehmen. Aber den schönen Almenrausch, mit dem Sie ihre Erdbeeren aufgeputzt hat, den hab ich mir behalten. Er steht im Glas auf meinem Fenster, Sie kann ihn vom Garten aus sehen. Gott befohlen! Gott befohlen!" wiederholte er, als die Kleine sich über die Hand, die er ihr gereicht hatte, beugte und ihre Lippen in demütigem Kusse auf ihr ruhen ließ.

Schweigend durchschritten die Geistlichen den Garten. Dem Greise war das Herz schwer. Sein Kooperator, der Mann des Friedens, hatte sich ihm gestern und heute in entsetzlichem Lichte gezeigt. Abtrünnig, glaubenslos, und ohne Erbarmen mit der Schuld des Nächsten. Was wird jetzt noch geschehen? Was wird die Unterredung, die ihm mit diesem ganz verwandelten Menschen bevorsteht, bringen?

„Herr Pfarrer! Herr Pfarrer Thalberg!" rief's plötzlich hinter ihm, und er wandte sich um.

Der Fremde, der selbe Priester in halbweltlicher Kleidung, den Leo in der Kirchenbank getroffen hatte, näherte sich mit großen Schritten: „Kennen Sie Ihren einstigen Kaplan nicht mehr?"

„Pater Pinzer!" Thalberg schrie es fast, entschuldigte sich aber sogleich: „Das heißt, Herr Konsistorialrat. Du bist — Sie sind ein großer Herr geworden, in den Jahren — wie viele sind's nur? — in denen wir einander nicht gesehen haben. Willkommen! das ist doch schön, daß Sie sich meiner noch erinnern. Woher des Wegs? Wie geht's? Na, wie soll's gehen? Gut geht's ihm. Sie sehen ja prächtig aus!"

Wie neu belebt vor Freude, ließ er seinen Gast eintreten und vorausgehen mit Leo, indes er selbst sich in die Küche begab und triumphierend ausrief:

„Besuch, Frau Sperber! Frühstück, Frau Sperber! schnell und ausgezeichnet! Was für ein Glück, daß heut Sonntag ist. Wir haben Brezeln."

„Zum Gerstenkaffee," sagte die Wirtschafterin. „Echten gibt's nicht bei uns."

„So gehen Sie zum Kaufmann, Frau Sperber! gehen Sie, laufen Sie! Wissen Sie, wer da ist? Der Pinzer, der Pater Pinzer, Madame!"

Sie lachte: „Unser ehemaliger Kaplan? Das war ein lustiges Herrlein!"

„Ist jetzt ein großer Herr: Kon-si-sto-ri-al-rat." Thalberg sprach jede einzelne Silbe mit feierlichem Nachdruck aus. „Stellen Sie sich das vor, wenn Sie können,

und warten Sie ihm mit einem Frühstück auf, das sich gewaschen hat."

„Wir haben um und um nichts im Haus," erwiderte die Wirtschafterin. „Daß Sie auch so sind, Hochwürden! Die Erdbeeren von der kleinen Vroni, die könnten wir jetzt brauchen, die möchten uns den Tisch aufputzen. Aber so was darf's ja bei uns nicht geben. Außer dem Schmalhans dulden Hochwürden keinen Küchenmeister."

„Sie werden's schon machen. Ich verlaß mich auf Sie, Frau Sperber, eine solche Hausfrau! barbe bleue!".

Seelenvergnügt und ach, wie dankbar, daß er nur wieder einen Grund hatte, vergnügt zu sein, ging er, seinen lieben und hohen Gast zum zweiten Male willkommen zu heißen.

Dieser bemühte sich eine Zeitlang umsonst, das Gespräch, das der Pfarrer immer von neuem auf ihn zurückführte, auf die kirchlichen und Gemeindeangelegenheiten Schrans zu lenken.

Vom Kaffee, den Frau Sperber voll Stolz servierte, und der pur und echt war, wollte er durchaus nur eine Tasse nehmen. Tut sich gewiß einen Abbruch, indes ich schwelge, dachte Thalberg, und konnte nicht umhin, den Würdenträger seiner Hochachtung zu versichern und auch nochmals zu sagen:

„Eine schönere Überraschung als Ihren Besuch hätte ich nicht haben können."

„Mich wundert nur, daß es eine Überraschung ist," versetzte der Konsistorialrat. „Ich war angesagt. Seine bischöfliche Gnaden, dessen allerherzlichste Grüße ich mündlich wiederholen soll, haben mich brieflich ansagen lassen. Ist das Schreiben nicht eingetroffen?"

„Das Schreiben?" — Der Greis geriet in Bestürzung. — „Doch," stotterte er. „Das Schreiben mit dem großen Siegel — das habe ich erhalten . . ."

Aber noch nicht gelesen, sagte sich der Gast im stillen, ich kenne dich, mein Alter. Du scheust die Gemütsbewegungen. Das große Siegel hat dir imponiert, und ganz rein ist dein Gewissen nicht. Eine Weile weidete er sich an der Verlegenheit Thalbergs, dann tat er, als hätte er dessen letzte Worte überhört: „Der Brief wird sich verspätet haben. Kein Wunder; die Wege hier sind unter aller Kritik. Ich bin über Öls gekommen. Dieses Nest ist doch in Schran eingepfarrt; Sie riskieren den Hals, so oft Sie hinüberfahren. Wär's denn nicht Sache Ihrer Gemeinde, den Weg in gutem Stand zu halten?"

„Ja ja, freilich. Aber wissen Sie, ich fahre nicht, ich gehe, und wenn der Weg im Winter gar zu schlecht wird für mich, dann geht mein Kooperator."

Pater Pinzer schüttelte den Kopf: „Sie haben das Recht, zu fordern, daß der Weg unterhalten werde, und ein Recht soll man ausüben. Mit Strenge, wenn's nötig ist. Ganz aufrichtig, Verehrter, ich bin geschickt worden, um Sie aufmerksam zu machen, daß die Leute

Ihre Nachsicht und Güte mißverstehen und mißbrauchen. Es gibt räudige Schafe in Ihrer Herde."

Der Pfarrer warf Leo einen ängstlichen Blick zu, der deutlich sprach: Das wissen sie schon dort oben!

„Gesindel," fuhr der Konsistorialrat fort, das anonyme Briefe schreibt, in denen Sie verleumdet werden."

„Verleumdet, ich? —" Thalberg hatte ein unbeschreiblich sanftes und gleichmütiges Lächeln: „Vielleicht nicht verleumdet — ich muß selbst meine räudigen Schafe in Schutz nehmen —, vielleicht nur angeklagt."

„Sie haben gut scherzen, Herr Pfarrer. Seine bischöflichen Gnaden, Ihr Schulkamerad, Ihr treuer Freund, der Sie liebt und hochhält, läßt Sie aber doch warnen. Un homme avisé en vaut deux."

Er sagte den letzten Satz in sehr gutem Französisch, und Thalberg konnte ihn nicht genug bewundern: „Nein, was Sie für Fortschritte gemacht haben! Mein ehemaliger Kaplan spricht französisch wie ein Botschafter," rief er aus, „und ich — ich hab's über ‚barbe bleue' nicht gebracht!"

Etwas ungeduldig über die Unterbrechung, fiel Pater Pinzer ein: „Darf ich die ‚Anklagen' vorbringen? darf ich gleich mit der schwersten anfangen? . . ."

„Fangen Sie an," erwiderte Thalberg munter.

„Man hat uns geschrieben, Sie hätten vor sechs Wochen eine Selbstmörderin auf dem Friedhofe begraben. Nun bin ich sogleich nach der heiligen Messe hingegangen,

komme von dort und habe das Grab gefunden; die Daten stimmen. Die Hauptsache wird nicht stimmen. Die Tote war keine Selbstmörderin."

„Doch, lieber Herr Konsistorialrat, doch," versetzte Thalberg mit einem tiefen Seufzer. „Unser Doktor hat zwar konstatiert, daß die Tat in einem Zustand von Unzurechnungsfähigkeit begangen wurde, und das strengste kirchliche Gericht müßte mich absolvieren; meine Überzeugung aber ist: das Mädchen war bei Sinnen, wie sie in den See gegangen ist."

Pater Pinzer spreizte die ausgestreckten Arme gegen den Tisch und sprach: „Darüber zu entscheiden ist Sache des Arztes; Sie hatten sich an seinen Ausspruch zu halten."

„Ich hätte die Unglückliche unter allen Umständen begraben, und Sie hätten es auch getan, und Seine bischöfliche Gnaden hätten es gebilligt. Einer, der unserm Stand angehört, darf den Stab über sie nicht brechen."

„Einer, der unserm Stande angehört?" wiederholte Pinzer betroffen.

„Es ist eine traurige Geschichte . . . Schwere Strafe für freilich schwere, schwere Schuld . . . Aber die zwei Menschen waren gar jung, und er hat sich den geistlichen Beruf nicht ausgesucht, er ist gezwungen worden."

„Wie kann man sich zwingen lassen?" versetzte Pinzer wegwerfend.

„Ja, wie kann man sich zwingen lassen! — Je nun, um so trauriger. Die Lina war ein schönes Mädchen und das Kind so braver Leute, wie man hier nicht viele findet, des Frieselbauers und seiner Frau. Nach dem Tod der Eltern, die früh gestorben sind, haben die Lina und ihre vier Brüder miteinander weiter gehaust. Es sind rabiate Burschen, aber die Schwester hat über sie nicht zu klagen gehabt, und so ist alles gut gegangen, bis der Älteste, der Loisl, geheiratet hat. Da war's aus. Die Schwägerinnen haben sich nicht vertragen. Zuletzt kam's so weit, daß die Lina sich entschloß, zu einer alten kränklichen Tante in Tirol, die vor kurzem wieder um sie geschrieben hatte, zu ziehen.

Ins Frieselhaus ist aber nach ihrer Abreise der Frieden doch nicht eingekehrt.

Die Brüder, und der Loisl am meisten, haben der Frau nicht verziehen, daß die Lina ihretwegen in die Fremde mußte. Von der ist im Anfang alle heiligen Zeiten einmal ein Brief eingetroffen, dann ein ganzes Jahr lang keine Nachricht. Auf einmal ist sie selbst da . . . Vor der Pfarrei zusammengebrochen, mit der Stirn auf der Schwelle, hat die Sperber sie gefunden. Das stolze Mädel, mit der Stirn auf der Schwelle.

Wie das unselige Geschöpf bei mir angeklopft hat, so hat's vorher schon angeklopft gehabt bei seinen Brüdern, und die haben sie fortgejagt, grausam, und — nun," — Thalberg unterbrach sich, um in unsagbar milder und entschuldigender Weise fortzufahren: „Sie haben halt

immer geglaubt: Eher fällt der Himmel ein, als daß unsere Schwester etwas Unrechtes tut.

Und da kommt sie so zurück.

Es war eine entsetzliche Verwirrung in ihr. Sie hat immer gesagt: Ich bin die Schuldige, ich hab ihn unglücklicher gemacht als er mich —, und nicht zugegeben, daß der Schuldigere der ist, der die Pflicht hat, zu sorgen für die Seelen."

„Hat sie Beweise gehabt?" fiel Pinzer ihm ins Wort.

„Ja, Briefe, die sie mit den paar, vor der Flucht aus dem Haus der Tante zusammengerafften Sachen bei den Brüdern liegen gelassen hat, nach dem schrecklichen Auftritt mit ihnen. Ich bin gleich hingegangen, mir diese Schuldbeweise auszubitten, aber die Frieseln sind gegen mich nicht viel anders gewesen als gegen die arme Lina. So hab ich nichts tun können, als ihr unterdessen ein Obdach verschaffen, für sie sorgen, und denken: kommt Zeit, kommt Rat.

Da werd ich eines Tags mit der schrecklichen Nachricht geweckt.

Der Toten haben die Brüder die Aufnahme ins Vaterhaus nicht mehr verweigert. Wie ich eintrete, liegt sie mitten im Zimmer auf der Bahre, und die vier wilden Kerle, Menschen wie die Bäume, stehen um sie herum. Dem ältesten sind große Tränen langsam über die Wangen geflossen, der jüngste, der Hansl, hat laut geschluchzt . . . Sie waren sehr verwundert und sehr be-

troffen, wie ich wieder gekommen bin; das hätten sie nicht erwartet nach dem Empfang, den sie mir vor ein paar Tagen bereitet hatten. Sie stecken die Köpfe zusammen und wispern, dann tritt auf einmal der Loisl auf mich zu und sagt: Wir haben die Briefe, an denen Ihnen so viel liegt, in der Zeitung abdrucken lassen wollen. Wenn Sie uns aber die Schwester in g'weihter Erde begraben, geben wir Ihnen die Briefe heraus; machen's mit ihnen, was S' wollen."

„Und was haben Sie damit getan?" fragte Pinzer eifrig.

„Auch begraben."

„Das können Sie nicht verantworten, Herr Pfarrer!"

„Mir scheint doch, Herr Konsistorialrat; ich sage es Ihnen wieder: Sie hätten es auch getan, wenn Sie die Briefe gelesen hätten. Angeschrieen hat's einen aus jedem Wort: ich bin nicht schlecht, ich bin nur schwach gewesen. Und dann hab ich ihn auch gesehen. Er war bei mir. Solche Reue tut Wunder; sie hat schon aus manchem schweren Sünder einen Heiligen gemacht."

Eine lange Pause entstand. Jeder wartete, daß der andre zu reden anfange. Endlich sprach Pater Pinzer in ganz verändertem Tone: „Von den übrigen Denunziationen muß ich Ihnen noch berichten."

„Tun Sie's in Gottesnamen," erwiderte Thalberg.

„Es wird behauptet, Sie hätten — aus guten Gründen, sind wir überzeugt — einen Bittgang um Regen, den die Leute abhalten wollten, untersagt."

„Auch richtig. Das war im April. Auf dem fürstlich Trauburgischen Gut hinter Öls ist ein Meierhof abgebrannt und am Tag drauf in unserer Nachbarschaft ein großer Bauernhof. Natürlich sollte alles so geschwind als möglich wieder aufgebaut und unter Dach gebracht werden. Unsere Handwerker, Fuhrleute, Tagelöhner, die das ganze Jahr nach Arbeit seufzen, haben reichlich verdient, weder der Fürst noch der Bauer sind Sparmeister, und immer noch war Not an Arbeitern. Und gerade da wollen die Leute einen Bittgang unternehmen, in der Zeit, in der sie jede Stunde verwerten können zu eigenem und zu fremdem Nutzen! Und noch dazu hat mein Kooperator, der ein Astronom und ein Meteorologe ist, fast mit Bestimmtheit voraussagen können, daß es innerhalb der nächsten acht Tage ohnehin regnen wird."

„Sie wußten, daß ein Regen zu erwarten war, und unterließen deshalb den Bittgang um Regen? Sehr gut, Hochwürden." Pater Pinzer lächelte etwas ironisch. — „Und nun zur letzten der gegen ihr Regiment ausgestreuten Verleumdungen. Sie richtet sich übrigens selbst durch ihre Unwahrscheinlichkeit, indem sie uns auftischt, daß Karten gespielt wurde hinter einem Seitenaltar, während Sie auf der Kanzel standen und predigten."

„Dieser Vorwurf trifft," erwiderte der Greis mit schmerzlicher Beschämung. „Ja, ja, das ist vorgekommen, leider. Mein Kooperator hat die Urheber dieses Skandals auf frischer Tat ertappt und verwarnt."

Der Konsistorialrat wandte sich sehr huldvoll an Leo:

„Ich bin überzeugt, daß eine von Ihnen erteilte Verwarnung ihre Wirkung ebensowenig verfehlt haben kann, wie Ihre heutige Predigt sie verfehlen wird. Ich habe den Eindruck, den sie gemacht hat, beobachtet; er war stark und tief und wird gute Früchte tragen. Und was ich am meisten bewundere: Sie haben ihn hervorgebracht, ohne mit den Strafen der Hölle zu drohen."

„Ich glaube an eine Hölle in der menschlichen Brust," sprach Leo.

Der Konsistorialrat betrachtete ihn sehr ernst:

„Es gibt auch eine solche," versetzte er, und Thalberg unterbrach das Schweigen, das nun eintrat, durch allerlei Erkundigungen nach Berufsgenossen, von denen er lange nichts mehr gehört hatte. Er war äußerst enttäuscht, als Frau Sperber den Wagen melden kam, der „den hohen Gast" weiter befördern sollte.

„Das ist ja die ganze Frau Sperber. Einmal heißt es: ‚hoher Gast', und dann will sie mich ‚weiterbefördern'," sagte Pinzer, begrüßte sie freundlichst, stand auf und erwiderte Thalbergs Bitten, doch noch länger zu bleiben, mit der Versicherung, daß die Pflicht ihn rufe: „Ich muß heute noch jemandem meine Aufwartung machen, dem ich nicht so überraschend komme wie Ihnen, und der mich gewiß nicht so freudig empfangen wird wie Sie."

Schon im Begriffe, sich zu verabschieden, sagte er plötzlich: „Ich möchte doch auch Ihnen, Herr Kooperator, meinen Besuch machen. Wo wohnen Sie?"

Thalberg blieb in banger Sorge zurück. Wovon

werden sie sprechen? Nur kein Wort zu viel, mein armer, ringender Sohn! Er trat ans Fenster und blickte ins dichte, grüne Laub der Bäume. Sein Herz war wieder recht schwer.

„Eine Bibliothek, kein Zimmer," hatte der Konsistorialrat beim Betreten der Stube Leos gesagt, nicht Platz nehmen wollen auf dem Sessel, den der Kooperator ihm hinschob, den astronomischen Instrumenten große Aufmerksamkeit gewidmet und noch größere den Büchern auf den Regalen. „In denen steckt ein Vermögen," sagte er, und Leo versetzte:

„Das kleine Vermögen, das mein Vater mit Mühe zusammengespart hat."

„Da sind sie alle," sprach Pinzer, auf eine lange Bücherreihe hindeutend. „Von Kopernikus über die Astronomia nova, die Philosophia naturalis, die Kosmogonie, bis Sciaparelli. Und da steht der große Jesuit neben dem berühmten Juden, Pater Secchi neben Baruch Spinoza. Die sind mit gutem Bedacht nebeneinander gestellt worden. In einem Punkte hat der Jude recht: alle Wissenschaft führt zu Gott. Wer da nicht Ihn findet, ist auf einen falschen Weg geraten oder auf halbem stehen geblieben. Nur weiter, also! nur vorwärts gestrebt! aber stets mit dem höchsten Ziel im Auge — dem Glauben, dem unbedingten, unerschütterlichen, zu dem Ihr Beruf Sie verpflichtet. Und wenn je ein Zweifel an der Echtheit dieses Berufes Sie erfaßt, kämpfen Sie ihn nieder. Ihnen brauchen wir nicht sagen: Mache dich

berufen. Meiner Überzeugung nach sind Sie berufen und auserwählt. Noch etwas. Ihr alter Herr ist ein besonderer Günstling des Bischofs, man wird ihn hier ganz ruhig absterben lassen. Bleiben Sie so lange seine Stütze, Ihr nächster Schritt wird dann kein kleiner sein."

„Ich bin ohne Ehrgeiz," erwiderte Leo.

„Ich mag nicht fliegen, sprach der im Käfig geborne Vogel. Warten Sie auf das Gefühl, das Sie haben werden nach Ihrem ersten Flug. Wenn Sie dann keine Sehnsucht empfinden nach einem zweiten, höheren, sind Sie der Mann nicht, für den ich Sie gehalten habe, als Sie auf der Kanzel standen."

Der Konsistorialrat blickte Leo mit wohlwollender Überlegenheit an und schloß:

„Sie haben keinen Ehrgeiz, sagen Sie. Nun, Ihr Streben soll ein ganz anderes, als das Streben kleinlichen, persönlichen Ehrgeizes, soll etwas Gewaltiges und Selbstloses sein. Trachten Sie, ein Eckstein unserer einzig wahren, heiligen Kirche zu werden, die allmählich die Weltherrschaft erringen und die Menschheit zum ewigen Heile führen wird."

IV.

Noch am selben Nachmittag kamen der Pfarrer, der Kooperator, der Bürgermeister und der Schullehrer beim Bezirksrichter zusammen, um zu beraten, was mit dem Schober-Franzl zu geschehen habe.

Als Vormund des ungeratenen Buben hatte auch der Zimmermann sich eingestellt. Er und der Bürgermeister erhoben Bedenken gegen den Vorschlag des Pfarrers und des Schullehrers, den Jungen in eine Besserungsanstalt zu bringen, und der Bezirksrichter betonte abermals seine Vorliebe für häusliche Züchtigung.

„Die Schober, die Hex, is im stand und zündt einem 's Haus überm Kopf an, wenn ihr der Bub weggenommen wird," flüsterte der Bürgermeister dem Kooperator zu, neben dem er saß, und der Zimmermann war von der Überzeugung nicht abzubringen: wer als ungeratenes Kind in die Besserungsanstalt tritt, kommt als Galgenvogel wieder heraus. Seitdem der Herr Kooperator sich des Buben angenommen, habe er, der Vormund, sich ‚nicht mehr nach ihm umg'schaut und denkt:

Wenn im Guten mit dem was zu richten is, bringt's der Herr Kooperator zuweg.' Im Guten ist aber mit dem Kerl nichts anzufangen, und so will denn er ihn in die Zucht nehmen, vielleicht sogar ins Haus, damit er ihn immer unter den Augen hat. Er kann's tun, Platz hat er genug, und daß sein Bub ihm verdorben wird durch den Nixnutz, braucht er nicht zu fürchten. Seinem Buben ‚is der Franzl von jeher z'wider g'west, und er hat ihn schon als a Kleiner beutelt, so oft er ihn g'sehn hat.'

Der Bezirksrichter hatte während der Rede des Zimmermanns öfters gemurmelt: „So ist die G'schicht!" und verstohlen nach der großen Wanduhr geblickt, die ihm anzeigte, daß seine Tarokpartner seit einer Viertelstunde unten im „Gartensalettel" auf ihn warteten. Er war wie auf Nadeln und sagte eilig mit seiner dünnen Stimme: „Beuteln, Schopfbeuteln, aber nicht mehr als recht ist, sonst haben wir die G'schicht. Ich bin für häusliche Züchtigung, an der Hand des Gesetzes, Paragraph 145. Da heißt's: ‚Auf eine nicht übertriebene und der Gesundheit schädliche Art.' Somit glaube ich, meine Herren" — er sah sich im Kreise um und machte einen schüchternen Versuch, seinen Sessel zu rücken.

Der Pfarrer nahm keine Notiz davon: „Lieber Freund," sprach er zum Zimmermann, „Ihr Sohn hat in der Sache überhaupt nichts zu tun, als sich jeder Feindseligkeit gegen Ihren Mündel zu enthalten. Und Sie selbst, lieber Freund, seien Sie so gut, ergreifen Sie

nicht gar zu scharfe Maßregeln; mit Grausamkeit kurieren Sie Grausamkeit nicht."

„'s is auch deswegen," setzte der Bürgermeister hinzu, „daß einem das Weib nix anzündt."

Der Schullehrer, der die ganze Zeit über stille Wut geschnaubt, aber kein Wort gesprochen hatte, rief jetzt: „Ich bleib bei meiner Meinung: Zwangsarbeitsanstalt, sonst gibt's nichts für den Rangen. Sie übernehmen ihn, Herr Zimmermann, ich wünsch Ihnen viel Glück dazu; ich hab keins mit ihm g'habt."

Die Sitzung wurde aufgehoben. Der Zimmermann begab sich zur Schober, um ihr zu verkünden, wer von nun an ihren Buben ‚zwiefeln' werde. Der Schullehrer und der Bürgermeister gingen nach Öls zum Bier, der Bezirksrichter eilte seelenvergnügt zur Tarokpartie.

Auf dem Heimwege sagte Leo zum Pfarrer:

„Es ist trostlos. Die Leute, die da beisammen saßen, gehören zu den besten in der Gemeinde, und was haben wir bei ihnen gefunden? Gehässigkeit, Feigheit, stumpfe, stumpfsinnige Gleichgültigkeit! Es handelt sich um ein ganzes Menschenleben, um alles Unheil, das es erfahren und bereiten kann, und der Gedanke macht ihnen nicht kalt noch warm . . . Solchen gegenüber hat sogar die Langmut des Gottmenschen versagt: ‚Die Lauen werde ich ausspeien aus meinem Munde,' sprach er."

Eifrig ging Thalberg auf das von Leo angeschlagene Thema ein. Ihm war jedes lieb und recht, nur von der Möglichkeit eines Treubruchs sollte es nicht handeln.

Die Prophezeiung Pater Pinzers erfüllte sich, die Predigt des Kooperators trug gute Früchte. Einige dörfliche Don Juans faßten den Entschluß, zu heiraten und solide Hausväter zu werden. Leute, die man seit Jahren im Beichtstuhl nicht mehr gesehen hatte, erschienen darin mit allen Zeichen der Reue und gelobten hoch und heilig Besserung. In der Armenkasse fand sich eine ansehnliche Geldsumme, die seit Jahren nur auf dem Papier gestanden hatte, in Wirklichkeit vor.

Thalberg war glücklich.

„Jetzt kann Er doch nicht mehr leugnen, daß er einen segensreichen Einfluß auf die Menschen nimmt, daß er sie zum Guten zurückführt, also zu Gott, Er Glaubensloser!"

„Ja, lieber Vater, ja, meine Predigt hat einigen Eindruck gemacht. Wie bald wird der verwischt sein!"

„Nun, wenn wir bemerken, daß sie rückfällig werden, mußt du eben wieder auf die Kanzel," sprach der Pfarrer mit einem freundlich bittenden Blick.

Leo schwieg, bei ihm stand es fest, daß er die Kanzel nicht mehr betreten werde; Gericht zu halten über die Gemeinde kam ihm nicht zu, dem ziellos irrenden Zweifler. Und die Sprache der Güte und Milde war an dieses Volk verschwendet.

Den deutlichsten Beweis dafür lieferte ihm Kogler, der doch geistig etwas höher stand als die übrigen Bauern. Gar bald nach seiner Einkehr in sich selbst war er wieder der zornwütige, für seine Umgebung unerträgliche Mensch

von je und immer. Dauerhaftere Früchte trug die Versöhnung zwischen den Ehegatten bei der Bäuerin. Sie brachte jetzt den Launen ihres Mannes eine verzeihende und verständnisvolle Geduld entgegen, die etwas Großartiges hatte und den Kranken, wenigstens für Augenblicke, zu beruhigen vermochte.

Vroni lebte auf unter dem Hauch von Wärme, der die frostige Gelassenheit im Herzen ihrer Mutter schmelzen machte, ihr strenges Angesicht überflog und manchmal sogar den Schmerzenszug um ihren Mund verwischte. Da wußte das Kind sich vor Wonne und Entzücken nicht zu fassen. Auf solche Gefühle war es nicht eingerichtet, fand keinen Ausdruck für sie, mußte sich mit stummen Liebkosungen behelfen und mit dummen, zärtlichen Verkleinerungsnamen, die gar nicht paßten auf die würdevolle Erscheinung der Bäuerin. Aber Vroni meinte, sich die Mutter dadurch näher zu bringen, und fand das so schön.

Einmal kam's wie eine Erleuchtung über sie, und sie rief plötzlich: „Mutter, du und der Herr Kooperator, ihr seid die höchsten Menschen!"

Das war im Garten an einem Sonntagnachmittag. Der Seppl, statt mit den andern ins Wirtshaus zu gehen, beschäftigte sich damit, junge Bäume auszuschneiden; an einem Werktag hatte er nicht Zeit zu solcher Spielerei.

Bei den Worten Vronis zuckte er nicht, die große Schere bewegte sich so sicher und gleichmäßig in dem Gezweig wie früher. Der hölzerne Seppl machte seinem

Spitznamen Ehre. — „Ich bin schon so," dachte er. „Wie's da drin bei mir aussieht, das weißt du, lieber Gott, du schaust hinein."

Ein ebenso arger Tag für ihn war der nächste. Da mußte er mit dem Wägelchen zwei Stunden weit fahren auf die Eisenbahn, um den Großfuhrmann Poisbrunner aus Niederösterreich abzuholen. Eine angesehene Persönlichkeit, und erschien als Freiwerber für seinen Neffen, den Michl. Vor ein paar Wochen war der nach Schran gekommen zum Hochamt und hatte während des ganzen Gottesdienstes kein Auge von der Broni verwandt, dafür aber auch der Seppl keines von ihm und vor sich hingemurmelt: „Kommt man dazu in die Kirch? Daß dich! daß dich!" — und nur aus Rücksicht für die Heiligkeit des Ortes den Satz nicht beendet. Jetzt aber kam ein: „Daß dich der Teufel hol!" nach dem andern über seine Lippen. Sie glühten, und der ganze Seppl glühte, und dabei beschimpfte er sich: „Esel, was bild'st dir ein? Hast um und um nix, bist ein Knecht und möcht'st die Koglertochter haben?" Er blinzelte mit unbewußter Selbstironie zur Sonne hinauf und sprach sie an: „Jungfer Sonn, hat sie vielleicht Lust, die Meinige zu werden?"

Vor dem Stationsgebäude, als der Poisbrunner auf einer Seite ins Wägelchen stieg, wäre er bei einem Haar auf der anderen wieder herausgefallen, so heftig rissen just in dem Augenblick die Pferde an.

„Hoiho!" schrie der kleine, kugelrunde Mann, im

Gefährt niederfallend, und focht in der Luft herum mit den kurzen, dicken Armen, und strampelte ganz sinnlos mit den kurzen, dicken Beinen. „Hoiho! was für einen Dalken, der nicht fahren kann, schickt mir da der Kogler!“

Statt andrer Antwort knallte Seppl mit der Peitsche über die aufgeregten Eisenschimmel hin, daß das Echo in den Bergwänden widerhallte, und fegte haarscharf an der jäh abfallenden Steile des Weges hin.

„Jo, jo, die Eseln halten sich immer am Rand,“ brummte der Fahrgast, aber dabei regte sich im alten Großfuhrmann der einst eleganteste und kühnste Wiener Trabfahrer, und er bewunderte im stillen Seppls Fahrkunst.

Der aber dachte: „Wenn ich die Pferd nit in der Faust hätt, wenn ich dem Hantigen sein'n Willen ließ, unten täten wir alle liegen, und heut käm kein Freiwerber mehr auf den Koglerhof. Freilich, is der nit, is ein andrer. Donner und Wetter! . . . Und dann is noch einer . . .“ Da war er recht aufs lebendige seiner Eifersuchtsqualen gekommen.

Ja, der Eine, mit dem sich's dem Seppl so seltsam fügte! Ihr höchster Mensch, wie sie sagt, neben der Mutter. Bis aufs Blut hassen konnte ihn Seppl, solange er ihn nicht sah. Sobald er ihn aber erblickte, wenn sie, ganz genau von gleicher Größe, Aug in Aug standen, da redete Ehrlichkeit mit Ehrlichkeit. Die des Knechtes plump und unbeholfen, die des Priesters von höchster, reinster Natur. Und da war's dem Seppl immer,

als träte ein Unsichtbarer an ihn heran und legte ihm einen Zentner auf jede Schulter, daß er sich beugen mußte, so schwer das einem Hölzernen wird.

In fast ähnlicher Art wie mit dem Kooperator erging es Seppl mit der kleinen Broni. Auch gegen sie konnte er sich aus der Entfernung aufbäumen und wurde in ihrer Nähe sofort mitleidig und gut.

Wenn der Gedanke: „Die kriegst du nie!" ihn gar zu bitter peinigte, warf er sich in die Brust und suchte Hilfe im Trotz:

„Was scherst dich drum? bist der Seppl, die Bauersleut brauchen dich mehr als du sie. Laß ihnen's merken, und g'fallt's dir nimmer bei ihnen, gehst halt."

Um solche Vorsätze fassen zu können, mußte er aber mindestens im Steinbruch an der Sängerwand, gute zwei Stunden weit vom Koglerhof, zu tun haben. Auf dem Heimweg ging das innerliche Schmelzen an. Wär die Großbauerstochter nur nicht gar so zart und blaß und schmächtig, und — hol's der Kuckuck, das war das Ärgste — und erbarmte sie einen nicht in die Haut . . . Was Haut! das ging tiefer, das ging ins Herz hinein. Er glaubte sich's selbst nicht, daß er's bis zu einem Spaß gebracht hatte, unlängst, da sie gar so traurig aus dem Zimmer des Vaters gekommen war, in die große Stube. Die Bäuerin saß am Tisch vor dem Rechenbuch und trug die Wochenausgaben ein. Seppl diktierte aus den Aufzeichnungen in seiner Brieftasche.

Da hatte die Kleine ihn ersucht, ihr im Garten ein

zweites Blumenbeet herrichten zu lassen; das eine langte nicht mehr. Es kamen zu viele Bittsteller, die für ihre Toten auf dem Friedhof grad solche Levkoyen und Violen haben wollten, wie die schönen, mit denen Broni die Gräber ihrer Geschwister schmückte.

Ihm war grimmig zumute geworden. Neue Blumen? Schon gut! wenn der Bauer noch lang lebt, putzen wir dein eignes Grab mit ihnen auf. Aber er hatte dem Einfall nicht Worte geliehen, im Gegenteil sich auf den Lustigen gespielt und gesagt: „Was bitt't Sie denn? Sie braucht nur zu befehlen. Ich geh jetzt zum Kaufmann und kauf ein rosenfarbnes Bandel und bind mir's um. Sie kann mich dann herumkutschieren wie ein Lamperl."

Da hatte sie so heiter gelacht, daß alles davon hell wurde, das dunkle Gesicht der Mutter und das dunkle Zimmer mit den kleinen Fenstern.

An dieses Lachen erinnerte sich Seppl so deutlich, daß er's zu hören meinte, und weil ihm dabei behaglich wurde, gönnte er auch dem Gespann sein Behagen; das Wägelchen rollte über die jetzt sanft abwärts laufende Straße im kurzen Trabe der Pferde, und vor der letzten Anhöhe setzte er sie gar in Schritt.

Der Poisbrunner machte sich immer breiter auf dem Polstersitz, dampfte eine dicke, schwarze Zigarre und rief dem Seppl zu: „Im Anfang sind deine Roß g'flog'n wie die Adler, jetzt wackeln's wie die Enten."

„I kann s' nit heiß in'n Stall bringen," versetzte

Seppl gleichmütig, „muß s' ausschnaufen lassen. Ihr seid's zu schwer, von dem vielen Geld."

Der Großfuhrmann lächelte geschmeichelt, zog seine Zigarrentasche heraus, suchte lange, bevor er darin den Glimmstengel fand, von dem er sich noch am leichtesten trennte, und wollte ihn dem Seppl schenken. Der aber dankte; lieber hätte er die Finger nach einer glühenden Kohle ausgestreckt, als nach einem Präsent von dem Geschäftsmann da.

War das ein Zusammenlaufen, Gucken und Wispern, als sie angefahren kamen auf dem Koglerhof! Alle hatten's „gleich weg", was der reiche Mann aus Niederösterreich hier wollte. Nur Vroni ahnte nichts, und als die Großmagd ihr zuraunte: „Wegen deiner kommt er, ein Freiwerber is!" fing sie an zu zittern, lief davon und versteckte sich hinterm Geschirrkasten in der Küche.

Die Mutter suchte und fand sie. Sie schwamm in Tränen, und die Bäuerin mußte das Kind förmlich mit Gewalt hineinziehen in die große Stube, in der Kogler freudig aufgeregt mit seinem Gaste tafelte. Dem fielen sogleich Vronis vom Weinen gerötete Augen auf, und da ihm der vorzügliche Schnaps, der aufgetragen worden und dem er tüchtig zusprach, mehr als gut die Zunge gelöst hatte, plumpste er mit der Frage heraus:

„Hat's vielleicht schon einen Schatz?"

Kogler entsann sich sogleich des Verdachts, der unlängst in ihm aufgestiegen war: Die halt's mit dem Seppl! und die Zornader auf seiner Stirn schwoll. „Ich

wüßt nicht, wen!" stieß er hervor und hielt die Kleine im Bann seines dräuenden Blickes, den sie aushalten mußte, wenn auch schaudernd; sie konnte nicht anders.

„Ich wüßt nicht, wen!" wiederholte der Vater, „'s wär aber auch alles eins; g'fragt wird die nicht."

Damit entließ er sie, und die Männer fuhren fort, über das Geschäftliche der Angelegenheit zu verhandeln, bis sich endlich die Bäuerin die Bemerkung erlaubte, gar zu feste Abmachungen solle man doch nicht treffen, ehe die jungen Leute einander wenigstens gesprochen hätten.

Kogler gebot ihr Schweigen und rief: „Was ich will, das g'schieht."

„Wenn's auch Gottes Willen ist," erwiderte sie.

Da lachte der Poisbrunner so heiser, daß es ordentlich wie in einem Dampfkessel brauste, schlug auf die Brieftasche voll Banknoten, die er recht großtuerisch auf den Tisch gelegt hatte, und sprach mit schwerer Zunge:

„Da is mein Herrgott, was der will, das g'schieht!"

Vor dem Schlafengehen warf sich Vroni ihrer Mutter um den Hals und schluchzte: „Ich möcht gar so gern ins Kloster!"

Frau Anna dachte im stillen: „Wär g'wiß besser für dich als in die Verwandtschaft hineinheiraten."

Am nächsten Morgen beschäftigte sich Seppl mit der Herrichtung des neuen Blumenbeetes für seine kleine Herrin. Er hatte den Boden ausgegraben und schon vor Tage Erde aus dem Walde geholt, mit Gartenerde vermischt und gesiebt, und als er eben anfing, sie aufzuschütten,

kam Vroni schon mit dem Rechen und strich über die Unebenheiten hin, bis die Erde fein und glatt wurde wie Sammet und einen kräftigen, gesunden Duft ausströmte.

„Ich riech schon die Blumen, die aus ihr herauswachsen werden," sagte die Kleine.

Seppl hielt den Kopf hartnäckig gesenkt und schwieg.

Nach einer Weile begann Vroni von neuem und rechte dabei fleißig fort: „Weißt du, daß ich wieder ins Kloster möcht?"

Er verwandte auch jetzt keinen Blick von seiner Arbeit. Ohne einander anzusehen, führten sie ihr wortkarges Gespräch.

„So dumm wirst doch nit sein," sagte er, und sie sagte: „Das is nicht dumm."

„Auffitzen is dumm."

„Wem sitz denn ich auf?"

„Verstell dich nicht, du weißt recht gut — dem Pfaffen halt."

„Um Gotteswillen," rief sie, „Seppl, wen meinst?"

„Den Kooperator, den . . ." Er wagte nicht, seinen Satz zu beenden. In dem leisen Aufschrei, den sie ausstieß, bebte eine schmerzvolle Herzensangst, die ihn mutlos machte.

„Gegen den sag nix. An unserm Herrgott versündigt sich, wer gegen den was sagt."

Seppl höhnte: „Der is dir halt 's Höchste."

„Das is er mir auch," erwiderte sie mit trotzigem Stolze.

Sie ahnte nicht, welchen Haß sie in ihm entfesselte. Hätte er den Priester doch da unter seinen Händen, daß er ihn zermalmen könnte, wie er die Erdschollen zermalmt! — „Ich werd noch ein Narr," dachte er.

Am frühen Nachmittag ging Seppl ins Dorf herunter, Riemzeug abholen, das er beim Sattler bestellt hatte. Die Arbeit war beinahe fertig, nur noch eine Viertelstunde Zeit brauchte der Meister dazu.

„Wenn's g'wiß nit länger dauert," meinte der Knecht, „auf eine Viertelstund kommt's mir grad nit an." Er stopfte seine Pfeife und setzte sich auf die Bank vor dem Hause. Und nun mußte, wie er später immer gedacht hat, der Satan die Schober daherführen, die Platz nahm neben ihm und sofort anfing, alle zu beschimpfen, die zugegeben hatten, daß der Franzl, ihr „Einzig's auf der Welt", ihr weggenommen wurde.

„Da kommt grad einer von denen," sagte sie, auf den Kooperator deutend, der aus dem Gärtlein der Pfarrei getreten war und jetzt die Straße überschritt. „Und man muß noch G'schicht'n mit ihm machen."

„Ich nit," brummte Seppl und blieb sitzen, indes die Schober den Kooperator demütig bekomplimentierte. Leo, in Gedanken versunken, würde sie schwerlich bemerkt haben ohne ihre aufdringlichen Begrüßungen.

„Der Hochwürden geht ein bissel spazieren, noch vorm Gewitter; im Winkel hinterm Hundskopf steigt's bös auf," sprach sie kriechend freundlich, mit großer Zungenfertigkeit. — „Oder will der Hochwürden einen

Krankenbesuch machen, beim Kogler vielleicht? Soll ihm schlecht sein, wie man hört, dem Kogler. Ich tät's aber nit raten, wegen dem Gewitter."

„Es wird nicht viel machen," antwortete Leo kurz und schritt weiter.

„Wer weiß," nahm nun Seppl das Wort, „Sie sollten heut nit hinaufgehen, Herr Kooperator, Sie kommen am End nimmermehr herunter."

Es war ihm nicht die geringste Aufregung anzusehen, als er diese Warnung sprach.

Sie blieb unberücksichtigt, Leo setzte seinen Weg fort, und die Schober flüsterte dem Knechte mit einem abscheulichen Grinsen zu:

„Wär ihm wahrscheinlich grad recht, wenn er nicht mehr herunter könnt."

Auch da veränderte Sepplś Miene sich nicht, nur daß ihm das Blut in die Augen stieg und daß seine Lider sich röteten: „Verdammtes Lästermaul," brummte er, ging ins Haus zurück, trat an den Werktisch und fand die Arbeit nicht genug fortgeschritten, um ihre Beendigung abwarten zu können. Am Abend werde er die Sachen abholen lassen, sagte er, bat sich vom Sattler ein scharf geschliffenes Messer aus, weil er auf dem Heimweg ein paar Hände voll Weidenruten mitnehmen wolle und sein Messer verloren habe, und ging langsam die Dorfstraße entlang und auch ganz gemächlich an den einzeln stehenden Häusern außerhalb des Ortes vorbei. Freilich, einer seiner Schritte gab aus für zwei, und die

lange, schwarze Gestalt, die er im Auge behalten wollte, hob sich deutlich ab von der weißlichen Straße und vom Grün der Wiesen. Von Minute zu Minute verminderte sich die Entfernung zwischen ihm und ihr.

Jetzt bog sie links in den Waldpfad ein, und Seppl murmelte: „Gut is." Der Kooperator hatte den sacht ansteigenden Weg gewählt. Ihm den abzuschneiden und auf einmal vor ihm zu stehen, war für einen Kenner des Waldes und einen Kletterer wie Seppl sehr leicht. Aber dann? Was dann? Wird Seppel etwas sagen, etwas tun, das er jetzt noch nicht weiß, das aber geschehen muß, das eine Entscheidung herbeiführen wird, vor der unser Herrgott selbst den Schwarzen dort nicht mehr rettet? Seppl will's zuerst im Guten versuchen, weil ihm Sprechen aber schwerer fällt als Tun, meint er, es wäre nicht übel, sich etwas Beredsamkeit anzutrinken.

Halb versteckt in einer Mulde, die der Boden da bildete, lag am Waldessaum eine kleine Schenke, bei Tage still und leer, bei Nacht viel besucht von lichtscheuem Gesindel. An der Gaunerherberge war Seppl immer stolz vorübergegangen, heute ließ er sich vom Wirt eine Flasche Schnaps in den Flur heraus bringen und stürzte die Hälfte ihres Inhalts stehenden Fußes hinunter. Nun fühlte er sich gewappnet und gerüstet, nun wollte er's dem Feinde nicht nur geben, sondern auch sagen. Das Messer benützte er zuerst, um sich einen tüchtigen Stock zu schneiden; dann ging's zur dicht ver-

wachsenen Kluft, die jäh hinaufführte zum Waldpfade. Er maß sie mit den Augen, stieß einen wilden Jauchzer aus, trieb den Stock ein, sprang ins Geröll und in großen Sätzen die Steile hinan.

Im selben Augenblick betrat Leo den ihm liebsten Teil des Waldes. Eine rissige Felswand begrenzte ihn von der einen Seite. Aus ihren Spalten wuchsen zierliche Nadelbäumchen hervor, klare Wässerchen kamen heruntergeschossen, in der Ferne rauschte ein Wasserfall. Ausgezackte Felsblöcke krönten die Höhen, mächtige Ahornbäume breiteten ihre kraftstrotzenden Äste, schlanke, hoch aufgeschossene Buchen hatten all ihr Laub in die Kronen getrieben; durch sie gedämpft fiel das Licht herein, in dem die weißlichen Stämme fast geisterhaft schimmerten. Den Boden bedeckten wuchernde Moose und kerniges Waldgras mit einem weichen, elastischen Teppich, und weithin breitete sich schmucker Sauerklee in seinem immer frühlingsgrünen Kleide.

Leo sah umher mit dem für alles Gute und Schöne, das er verlassen soll, geschärften Auge des Scheidenden. Er hatte Mühe, seine Gedanken immer wieder zu dem Briefe zurückzuzwingen, der die Beweggründe seiner Flucht erklären und dem Konsistorialrat geschickt werden sollte. Der Priester konnte ihn nicht entschuldigen, der hochgebildete Mann, der Menschenkenner ihn vielleicht begreifen. „Geben Sie mich auf, aber verdammen Sie mich nicht," wollte er ihm schreiben. „Nicht als ein Kind der Welt fühle ich mich; ich trete hinaus, um einen Platz unter

ihren Verstoßenen einzunehmen und werde über dem Ringen um das tägliche Brot das schwerste Ringen, das zwischen unvereinbaren Pflichten, zu vergessen suchen."

Der Wald wurde dichter, der Weg schmal, er schlängelte sich nun längs des Abhanges hin und den eingefaßten Wiesenplätzen zu, die schon zum Koglerhof gehörten. Tiefe Stille herrschte, der Himmel hatte sich allmählich verfinstert, das Gewitter zog langsam herauf. Ein fahles Leuchten zuckte auf am Himmel, dann ließ aus weiter Ferne das dumpfe Rollen des Donners sich vernehmen und fast zugleich in der Schlucht, an der Leo schon vorbei gekommen war, ein Rieseln von zu Tal gleitendem Sande und ein Herabkollern von locker gewordenen Steinen. Im Gezweig regte sich's, wie wenn ein Wild durchbräche.

Der Kooperator horchte, wandte sich und — stand vor Seppl, der ihn mit haßfunkelndem Blick anstarrte. Er sah erhitzt und verstört aus, sein Atem flog, in dem halbgeöffneten Munde glänzten die kräftigen, gelblichweißen Zähne, der Hölzerne war nicht er selbst, er hatte etwas von einem Raubtier, das im Begriff ist, sich auf seine Beute zu stürzen.

„Seppl!" rief Leo, „wie siehst du aus? was ist dir? was ist geschehen?"

Eine zornige Frage war die Antwort: „Wo wollen's hin?"

„Du siehst, ich bin auf dem Wege zum Koglerhof."

„Dahin gehen's nit! . . . Ich sag Ihnen, im

Guten ſag ich's," würgte Seppl hervor, „dahin gehn's nit!"

„Nicht? warum nicht?"

„Mit dem Koglerhof hat's ein End. Wenn der Bauer, wie's heißt — wahr is nit — geiſtlichen Zuſpruch brauchen tut, ſoll der Pfarrer kommen . . . Sie nit! Ich will's nit — weil ich weiß, was Sie woll'n. Ich weiß; ich bin der einzige. Die andern ſind blind" . . . Ha! wie floß ihm's nur ſo von den Lippen! Mit welchem ſieghaften Gefühl erfüllte ihn ſeine ſo raſch und leicht erworbene Beredſamkeit.

„Ich will's nit, ich duld's nit, ich weiß, was ſchon geplauſcht wird drunten im Dorf. Die im Koglerhof, die hören's freili nit. Das G'ſind will ſich's Maul nit verbrennen, der Bauer ſitzt krank in der Stub'n, die Bäuerin is ſelber verſchoſſen in Sie."

Er hielt inne, er erſchrak. Was er da geſagt hatte, war mehr, war auch andres, als er hatte ſagen wollen.

Leo erwiderte noch immer nichts, er ſchien auf eine Fortſetzung der Rede Sepplſ zu warten und ſprach erſt, als nach einer Weile nichts nachkam:

„Biſt fertig? ganz fertig? weißt nichts mehr?"

„Ich mein, 's wär g'nug," verſetzte Seppl, drängte den Kooperator zur Seite und vertrat ihm den Weg.

„Und ich meine, daß du mich nicht länger aufhalten ſollſt und rate dir, bleib da, verſteck dich, laß dich nicht ſehen auf dem Koglerhof in dem Zuſtand, in dem du biſt. Du, der Seppl, der den Leuten mit

gutem Beispiel vorangehen soll! Was würde der Bauer sagen, und wie leid wäre es der Bäuerin und der kleinen Broni!"

Die Aufregung Seppls hatte sich ein wenig gemildert unter dem Einfluß der sanft zuredenden Worte Leos. Als der aber den Namen Bronis aussprach, flammte der Zorn des Burschen wieder auf:

„Die nennen's nit! die haben's nit zu nennen! Ich sag's Ihnen im Guten, weil ich mir's vorg'nommen hab; die nennen's nit, mit der machen's Ihnen nix zu tun, sonst," — in die Tasche greifend, erfaßte er das Messer und zog es aus der Scheide: „Ich sag Ihnen zum letztenmal im Guten: Kehren's um . . . Sonst gibt's was — ich weiß jetzt, was 's gibt . . ." Er schoß einen Blick nach Leo — der Ausdruck ruhigen Staunens im Antlitz des Priesters verwirrte ihn, doch wiederholte er: „Ich weiß jetzt, was 's gibt."

„Du tust mir leid, Seppl, in deiner Tollheit. Auf die Worte eines Tollen achtet man nicht, weißt du," sprach Leo und streckte den Arm befehlend aus: „Mach Platz!"

„Wer nit hör'n will, muß fühl'n. Ich stech Ihnen nieder," schrie Seppl. „Denken's an die Friesel Lina; wir wollen nit noch eine Friesel Lina im Ort!" Er schäumte, er stürzte auf den Kooperator zu.

Der sah das Messer glänzen, sah den Rasenden, der es schwang, und es durchzuckte ihn: — da wäre ja die Erlösung, der Frieden, der Tod. Eine selige Erwartung

verklärte seine Züge, unwillkürlich breitete er die Arme aus. Fast zugleich aber kam er auch zur Besinnung: „Du darfst nicht — du darfst es nicht geschehen lassen; seine Schuld ist deine Schuld." Da senkte er die Arme und sagte:

„Tu nicht, was dich reuen würde!"

Seppl war wie geblendet zurückgetaumelt vor dem leuchtenden Blick des Priesters, vor seinem emporgerichteten Angesicht. Die Wut in ihm wollte erlöschen, er bemühte sich, sie von neuem anzufachen. Es wurde ihm auch so schwach im Kopf und seine Zunge immer schwerer. Wo war sein Verstand, wo waren die vielen Worte, die er eben erst zur Verfügung gehabt hatte? Hastig suchte er nach ihnen und fand nur die:

„Kehren's um! Ich stech Ihnen nieder, ich duld nit, daß Sie von ihr sagen: die kleine Broni, ich duld nit, daß sie von Ihnen sagt: mein höchster Mensch."

„Ihr höchster Mensch?" wiederholte Leo, „ist das so viel? hat sie denn hohe Menschen überhaupt schon gesehen? . . . der höchste Mensch eines unerfahrenen einsamen Kindes!" Er trat dicht an den Knecht heran und legte ihm beide Hände auf die Schultern. Sepplś Blicke verschleierten sich plötzlich, er preßte sein Kinn an seine Brust, das Messer fiel ihm aus der Hand.

Da war sie, die wohlbekannte Empfindung, da hatte sie ihn: Nieder! nieder! beuge dich!

„Was für ein Narr bist du," fuhr Leo fort, „jemand so lieb haben, wie du die kleine Broni hast,

und ihr einen Schmerz und einen Schrecken bereiten wollen. Ich begreif dich nicht. Tut sie dir denn nicht leid? Du hast gewiß eine harte Jugend gehabt, die meine war auch nicht leicht, aber schwerer als wir beide zusammen hat's die Kleine. Leg nicht auch du einen Stein auf die Last, die ihr ohnehin aufgebürdet ist, laß sie nicht verzweifeln an dir."

Seppl wußte jetzt gar nichts mehr zu erwidern; seine Augen rollten unstet, und der Ton, in dem er brummte: „No jo, daß Sie reden können, weiß ich," hatte etwas von dem eines besänftigten Kettenhundes. „Aber das Tun?" fuhr er nach kurzem Nachdenken fort. „Is mit dem Tun auch alles in Ordnung? . . . Woher die Ruh? könnten's denn sterben mir nix, dir nix?"

„Das ja. Ich wäre gern gegangen und mit leichtem Herzen."

„Ein so gutes G'wissen haben's . . ."

Leo bückte sich, nahm das Messer vom Boden auf, betrachtete es und las langsam und nachdrücklich vom Hefte ab: „Johann Peter. — Das Messer hättest du, wenn ich jetzt tot daläge, nicht vergessen dürfen; dafür hätte der Sattlermeister sich bedankt." Er schüttelte den Kopf: „Schau nur, alles Gute, das du in deinem Leben schon getan hast, hast du vernünftig angefangen; beim ersten bösen Vorsatz, den du ausführen willst, benimmst du dich wie ein törichtes Kind. Bleib beim Guten, das paßt für dich. Nimm das Messer, nimm doch, sträub dich nicht und sprich auch nicht mehr. Der Rausch ent-

schuldigt viel, den Rausch entschuldigt nichts. Und komm in dem Zustand nicht nach Haus, sage ich dir noch einmal."

„Wie's glauben — Hochwürden," — das letzte Wort wurde mit einem letzten leisen Widerstreben ausgesprochen.

Leo setzte seinen Weg fort, und der Knecht blieb wie angewurzelt stehen und sah ihm nach.

VII.

Ein heftiger Regenschauer ging nieder, Blitz und Donner folgten einander fast unmittelbar, als Leo auf dem Koglerhof ankam und sich in die Stube des Bauers begab. Drückende Schwüle herrschte darin, die Luft schien förmlich schwer von all der Pein, die in ihr atmete.

Seit einigen Tagen wollte der Kranke auch beim schönsten Wetter nicht mehr ins Freie gebracht werden. Wozu? Neues gab es draußen nicht zu sehen, und der Anblick des Alten machte ihn nur traurig, erweckte schmerzliche Erinnerungen an die Zeiten, in denen er seiner Wirtschaft vorgestanden hatte und auf den Bergen und in den Wäldern herumgeschweift war, nie zufrieden und glücklich — dazu war er nicht der Mann, dazu war er, seiner eigenen Meinung nach, viel zu gescheit — aber im Gefühl seiner Gesundheit und Kraft, und recht mit der Überzeugung, das müsse immer so fortgehen, und recht mit dem Willen, alle Zeit weiter zu leben, wie er jetzt lebte.

Kogler empfing den Priester mit spöttischem Bedauern, daß er nicht vorgestern gekommen war, und versicherte ihm: „Da hätten's Ihren Meister g'funden."

Der Poisbrunner, der Vatersbruder und „Göd" seines zukünftigen Schwiegersohnes, das ist einer, der hätte dem Kooperator selbst Lichter aufgesteckt. Er wohnt zwar in der Ebene, aber das geht mit merkwürdigen Dingen zu: Er schaut herunter auf die Leute, die „in der Höh" wohnen! „Bei euch," sagt er, „is die Welt verschlagen, nicht bloß mit Brettern — mit Bergen."

„Ja," meinte Kogler, „die dort draußen sind aufgeklärt; die Gelehrten aus der ganzen Welt kommen bei ihnen zusammen und sitzen mit ihnen im Wirtshaus. In einer Viertelstund erfahren so die Bauersleut mehr, als unsere Schullehrer in ihrem ganzen Leben g'lernt haben. Ihre Astronomie," Kogler lächelte schadenfroh, „von der man nie was Rechtes erfahrt, die hat der Poisbrunner im kleinen Finger. Ich hab mir sie aufschreiben lassen von ihm. Gib das Zettel her," befahl er seiner Frau, die bald nach Leo ins Zimmer getreten war und besorgt und mißbilligend die Reden ihres Mannes mitanhörte.

„Willst du das heut nicht lieber sein lassen, Ambros," sprach sie, „wir hätten mit dem Herrn Kooperator von was anderm zu reden, an dem uns viel mehr g'leg'n is, und worüber wir doch so gern seine Meinung hören möchten."

Der Bauer schalt und schrie: „Wir möchten? Du möchtst. So sind die Weiber. Immer die alten Geschichten, nix ohne die Geistlichkeit. Und ich sag, was die Familie betrifft, duld ich keine Einmischung. Sie

wissen's, Herr Kooperator, und haben sich immer danach g'halten, und so sein wir gut auskommen miteinander. Her mit dem Zettel", fuhr er die Bäuerin an, und sie machte keine Einwendung mehr; sie holte aus der Tischlade ein Bögelchen, das eine ungeübte Hand mit Ziffern und Namen beschrieben hatte, und wollte es vor ihren Mann hinlegen.

Er aber verlangte, daß sie sich neben ihn setze und die Antwort auf die Fragen, die er stellen werde, ablese. „Kannst froh sein, daß d' auch einmal was lernst," versicherte er ihr.

In einer Bude im Wurstelprater in Wien hatte der Großfuhrmann gesehen, was er „die ganze Astronomie" nannte. Wie die Erde sich um die Sonne dreht und der Mond um die Erde, und noch vieles, das ihm wieder entschwunden war. Aber einiges von dem Merkwürdigsten stand da aufgeschrieben auf dem Zettel, und das sollte Leo bestätigen oder verneinen. Dem Kogler lag daran, zu erfahren, ob die Astronomie im Wurstelprater und die des Kooperators die selbe Astronomie sei. Dort behaupten sie unter anderem, daß die Sonne, die so groß ausschaut wie ein Suppenteller, größer ist als die Erde. „Wievielmal?" wandte der Bauer sich an seine Frau. „Schau nach."

Die Bäuerin wurde sehr rot, suchte eifrig und buchstabierte: „Ei—ne Mil—li—on Mal. Aber," sagte sie dann, „ich bitte, Hochwürden, wie kann man das wissen?"

„Du hast nicht zu fragen," brummte Kogler, „das is meine Sach. Ich frag: is das richtig mit dem Million Mal?"

„Es ist richtig," antwortete Leo.

„Und is 's auch richtig, daß von viele Stern das Licht, eh's zu uns kommt, braucht — wieviel Jahr?" unterbrach er sich.

„Sechs—hun—dert," las Frau Anna.

„Sechshundert Jahr", wiederholte Kogler. „Is das so?"

„Es ist so."

„Verflucht!" schrie der Bauer. „Vor sechshundert Jahr haben's g'scheint; ob's noch am Himmel stehn, weiß kein Mensch, sagt der im Wurstelprater. Die Stern, die ich seh, sein vielleicht gar nimmer da! Was ich seh, is vielleicht gar nicht da." Er blickte angstvoll um sich. „Vielleicht is aber allerlei da, was ich nicht seh . . . Das is ein Gedanken! Können Sie bei dem Gedanken schlafen, Herr Kooperator? . . . Ich nicht. In der Nacht packt's mich manchmal fürchterlich. Alles geht mir durcheinander im Kopf herum. Und zuletzt kommt's immer wieder auf das heraus, was wir schon einmal miteinander g'sprochen haben. Ich frag halt, ich kann mir nicht helfen: wenn die Erd gar so was Kleinwinziges is — was bin denn ich?"

Seine Frau schlug entsetzt die Hände zusammen: „Was du alles fragst, Ambros! Es ist sündhaft. Ist's nicht sündhaft, so was zu fragen, Hochwürden?"

„Die Frage ist nicht sündhaft," erwiderte Leo, „es gibt kaum eine, die demütiger wäre. — Was bin denn ich? Was vermag und was bedeute denn ich? . . ." Er schwieg und begann erst wieder nach langem und ernstem Besinnen: „Wenn ich von Euch fort müßte —"

„Wär nicht übel!" sagte Kogler, höchst ärgerlich über die Annahme einer solchen Möglichkeit, und Leo fuhr fort:

„Dann ginge ich mit dem traurigen Bewußtsein: von allen Worten, die ich zu Euch gesprochen habe, ist nicht eines haften geblieben. Ihr aber habt jetzt etwas gesagt, das ich mir oft ins Gedächtnis rufen will: — Was bin denn ich?"

„Sie, Hochwürden!" begann die Bäuerin. Voll Ungeduld schnitt ihr der Mann die Rede ab:

„Das ist jetzt ganz was andres, das war nicht die Frag. Meine Frag war: Wenn also die Erd für den Herrgott nur so viel heißt wie für mich ein Staubkörndl auf mein'm Feld, was soll er sich um das Staubkörndl kümmern? Er sieht's ja gar nicht, er kann's gar nicht sehn. Er weiß nix von uns, sagt der Poisbrunner, ob wir gut oder schlecht sein, ist ihm alles eins, grad so wie's uns alles eins is, ob eine Ameisen eine tugendhafte oder eine nixnutzige Ameisen is."

„Die Ameisen sein nicht deine Geschöpfe," warf die Bäuerin ein, äußerst gequält durch die Reden ihres Mannes, „wir aber sein die Geschöpfe Gottes, und darum —"

Kogler zuckte wegwerfend die Achsel und nahm keine Notiz von dem Einwande: „Es gibt überhaupt, sagt der Poisbrunner, nix Guts und nix Schlechts, alles is dem Menschen angeboren und muß so sein."

„Ja, ja, lieber Kogler," sprach der Kooperator, „was sein muß, das ist; unter anderm zum Beispiel: das Gewissen."

Der Bauer stutzte und erwiderte dann mit ziemlich mühsam zur Schau getragener Zuversicht: „Das G'wissen is was Eing'lernts, sagt der Poisbrunner."

„Ich glaube das nicht. Warum? — die Frage zu beantworten ist leicht oder — unmöglich. Euch ist gewiß schon oft gesagt worden: Das Gewissen ist die Stimme der göttlichen Wahrheit in uns. Bescheidet Euch damit, ich kann Euch nichts besseres sagen."

„Wasch mir den Pelz und mach ihn nicht naß," rief Kogler plötzlich mit ausbrechender Verzweiflung. „So sein Sie immer. Ich hab Sie nur herausg'fordert und Sie sein mir aufg'sessen. Ich hab mir nicht erwartet, daß Sie ja sagen werden zu der Wurstelprater-Astronomie. Ich hab mir erwartet, daß Sie sagen werden: Lauter Schwindel, der den Wiener Leuten vorg'macht wird, weil sie so unterhaltungssüchtig sein. Die Erd is die Welt. Wegen ihrer hat Gott die Sonn, den Mond, die Sterne g'setzt an die Feste des Himmels, wie's in der Bibel heißt. Und die Erd wieder is nur wegen der Menschen da. Der Mensch, den Gott nach seinem Bild g'schaffen hat, is die Hauptsach, um den dreht sich alles, und kein

Haar fällt von seinem Haupt ohne den Willen Gottes. Das hab ich mir erwartet, daß Sie sagen werden, und das wär mir ein Trost g'wesen. Aber von Ihnen kriegt man kein Trost. Sie haben mir nie einen geben, nicht jetzt und nicht früher."

„Ihr habt recht, Kogler," versetzte Leo, „ganz recht, ich bin ein schlechter Seelsorger; aber Euern gesunkenen Mut möchte ich doch aufzurichten versuchen. Es ist mir auch nicht anders gegangen wie Euch, auch ich bin unter dem Sternenhimmel gestanden mit der Empfindung eines Versinkenden, eines Verlorenen . . .

Eines Tages aber ging ich im Sonnenschein über die Wiese, sah etwas glänzen im Grase und hob es auf. Es war ein Mücklein mit fein geäderten Flügelchen, die schimmerten hell wie Glas, und eine zarte, farbige Zeichnung war auf ihnen zu sehen. Wunderbar! Nun mußte ich doch denken: mit welcher Liebe ist das ausgeführt! Die unfaßbare Weisheit, die das Weltall durchdringt, es erhält mit ewig triumphierender Macht, finde ich in dem kleinsten ihrer Werke wieder. Und so mein ich denn, daß unser Vertrauen darum nicht schwächer zu werden braucht, weil wir diese ewige Weisheit als eine so unermeßlich große erkennen, und uns selbst so klein fühlen."

„Das meinen's?" fragte Kogler tief aufatmend. Sein Weib trat zu ihm und wischte ihm den Angstschweiß von der Stirn.

Er brummte: „Schon gut! mach dich nicht wichtig mit deiner Pfleg."

Im Grunde wäre ihm die zärtlichste Pflege die liebste gewesen. Den gewalttätigen Mann ergriff jetzt oft eine kindliche Sehnsucht, geliebkost, gehätschelt zu werden. Aber das hätte man erraten müssen, und wer in seiner Umgebung durfte ihm eine solche Schwachheit zutrauen? Da war die Tochter, die vor ihm zitterte, da war die auf die Wahrung seiner Würde vor dem ganzen großen Hausstand immer bedachte, stolze Frau. Am wohlsten tat ihm noch der Priester, der ihn — er fühlte das recht gut, und in diesem Augenblick mit einer Regung der Dankbarkeit — wenigstens moralisch hätschelte.

So entfaltete er Leo gegenüber ungewohnte Liebenswürdigkeit und forderte ihn auf, dazubleiben, bis das Gewitter, das schon im Abnehmen war, sich ganz verzogen haben würde. Der Kooperator nahm die Einladung dankbar an. Er hatte eine inständige Bitte an den Bauer zu richten und bisher vergeblich auf die Gelegenheit gehofft, sie vorzubringen.

Plötzlich erscholl von der Küche herüber lautes Geschrei und Gelächter. „No — was is denn los?“ rief Kogler. „Was treiben die Dienstboten? unterhalten sich, kirren wie närrisch, statt zu arbeiten. Schau nach!“ befahl er der Frau. Sie war aber noch nicht bis zur Tür gekommen, als die geöffnet wurde und der Müller eintrat. Er war in Hemdärmeln und barfuß, hatte den Rock und die Stiefel draußen gelassen, bückte sich tief, schnitt ein klägliches Gesicht und winselte: „Ein armer Wallfahrer bittet um ein Almosen.“

Kogler runzelte die Stirn: „Das ist ja der Müller, was führt denn der für eine Komedi auf?“

Der Müller wurde verlegen, als er den Kooperator erblickte, blies seine breiten Nasenlöcher auf und machte ein wahres Leichenbittergesicht. Er kam von Rotheſſen, erzählte er, hatte sich gleich am Montag dahin begeben, zur wundertätigen Muttergottes, und auch dort seine Beichte abgelegt.

„Wenn du nur auch deine Sünden ablegen tätest,“ sprach der Bauer verächtlich.

„Die ganze Zeit is schön g'wesen, und grad vor einer Stund hat mich's G'witter erwischen müssen. Ich bin naß worden bis auf die Haut, in die Stiefeln is mir's Wasser hineing'loffen, ich hab 's draußen in der Kuchel umkehrt aufg'hängt zum Abtropfen mitsamt mein'm Rock. Da haben Eure Mädeln so drüber g'lacht, Bäuerin.“

Sie sah unzufrieden und ungläubig aus: „'s wird wohl über was andres g'wesen sein; ich kenn Eure Späß, die sein nit so unschuldig.“

„Ganz unschuldig waren's, und ein Bildel hab ich jeder mitbracht; ich werd ihnen doch Bildeln mitbringen dürfen. Seid's nit harb, Bäuerin, ich bin jetzt der Reinste in der ganzen G'meind.“

„Weil dich der Regen abg'waschen hat,“ sagte Kogler, immer in abfertigendem Tone; ein Gespräch mit diesem Menschen schien ihm offenbar entadelnd.

„No, no, nit bloß von außen, auch inwendig. Ich

hab die Absolution und auch einen Ablaß," wandte der Müller sich an Leo mit kriechender Demut.

Der Kooperator sah ihn fest und streng an und schwieg.

„Wenn's Euch Ernst wär mit der inwendigen Reinlichkeit," nahm die Bäuerin das Wort, „ginget Ihr nicht zu einem fremden Geistlichen beichten, dem Ihr vorlügen könnt, was Ihr wollt, sondern zu unserm Herrn Pfarrer oder zum Herrn Kooperator."

Der Müller schob seinen runden Kopf, der an den einer Schildkröte mahnte, vor, spitzte die Lippen und sprach: „Ja, das is halt so eine Sach. Dem alten Herrn will man nicht zu oft kommen, die Seelsorg wird ihm ohnehin schwer, hört man und sieht man auch."

Aha, dachte Leo, du bist wohl einer von den anonymen Denunzianten.

„Und der Herr Kooperator, na, der verlaßt uns ja eh."

„Is wahr?" rief Kogler erschrocken, „is wahr? Sie haben grad so was dergleichen g'red't."

„Natürlich is wahr," bestätigte der Müller, wichtig tuend. „Am Sonntag, wie der Herr Kooperator so b'sonders schön gepredigt hat, da hat er einen gar hohen Zuhörer g'habt. Die Leut glauben, daß es der Herr Bischof selber g'wesen is, oder gar eine Eminenz."

Leo maß ihn: „Glauben die Leute?"

„Wie ich Ihnen sag. Und dem hohen Herrn hat die Predigt so g'fallen, daß er den Herrn Kooperator am liebsten gleich mitg'nommen hätt nach Wien."

„So, nach Wien?“ wiederholte Leo.

„Er wird was Großes — ein Domherr oder noch mehr.“

„Und wer verbreitet dieses unsinnige Gerücht?“

„Ich glaub, es geht aus Ihrer Näh aus, von der Frau Sperber vielleicht.“

„Sie irren, Müller, durch Frau Sperber sind nie Unwahrheiten verbreitet worden,“ erwiderte Leo.

Der Müller geriet in Bestürzung: „Ich bitt um Verzeihung, Hochwürden, wenn ich Ihnen beleidigt hab; ich wüßt freilich nicht durch was, und ganz gegen mein Willen wär's g'schehn, wenn's g'schehn wär. Ich bin ein guter Kerl, auch gegen dich, Kogler, schau. Ich krieg von dir kein gut's Wort, und da bring ich dir die G'sundheit mit.“

„Was bringst mir?“ fragte der Bauer, und in seinem Tone bebte etwas wie freudige Überraschung, wie aufkeimende Hoffnung.

„Ein Bild von der wundertätigen Muttergottes. Das hat schon vielen Kranken die G'sundheit wiedergegeben. Das Gebet, das dabei is, mußt aber am Morgen und am Abend beten, und wenn d' zum Beten zu schwach bist, mußt 's Gebet wenigstens denken und 's Bild andächtig anschaun.“

Kogler verschlang das Blättchen, das der Müller ihm reichte, mit den Augen, besann sich jedoch, die Hand danach auszustrecken. Da legte der andere es vor ihm auf den Tisch hin.

„Nimm's, Koglerbauer, oder nimm's nit, werd g'sund oder bleib krank, wie d' willst. Ich empfehl mich jetzt; ein bisserl trocken wer'n meine Sachen schon sein, und zu regnen hat's beinah aufg'hört." Er grüßte den Bauern und die Bäuerin und verbeugte sich vor Leo. „Empfehl mich, Herr Domherr, und bitte meine Gratulation in Gnaden anzunehmen."

Er ging; die Bäuerin begleitete ihn, so sehr er dagegen protestierte: „Ich hätt den Weg auch allein g'funden," versicherte er, „aber ich seh schon, Ihr geht nit als Hausfrau mit, sondern als Polizei."

„Das is ein schlechter Mensch," sprach Kogler, als sie draußen waren, „aber sein Heiligenbild is am End doch zu was gut. Was meinen's Hochwürden?"

Er wartete auf eine Antwort, die nicht kam, so flehentlich auch sein gespannter Blick um eine Barmherzigkeitslüge bat.

Die Bäuerin kehrte zurück und nahm ihren früheren Platz neben ihrem Manne wieder ein: „Sie verlassen uns, Herr Kooperator, ja, ja, es wird schon nicht anders sein," sprach sie. „Ein Herr, wie Sie, kann sich nicht versitzen an einem so kleinen Ort wie Schran. Das is ja für ihn ein viel zu kleiner . . . zu kleiner . . ." Sie suchte nach einem Ausdruck, den sie nicht fand.

„Ein zu kleiner Wirkungskreis, meint Ihr, Bäuerin? Nun seht, wenn ich ihn aufgebe, geschieht's, weil ich fühle, daß ich nicht einmal dem gewachsen bin."

„Das versteh ich nicht, Hochwürden, ich weiß nur,

ein größeres Unglück, als daß Sie uns verlassen,.. könnt uns Schraner nit treffen."

„Irrtum, Bäuerin! Ich bin noch nicht lang bei euch, aber doch schon lang genug, um zu wissen: die Guten brauchen mich zu ihrem Heile nicht, und die Schlechten zu bessern, geht über meine Kraft. Du hast nichts geleistet! ist die Antwort, die ich mir Abend für Abend geben muß, wenn ich mir Rechenschaft ablege von meinem Tagewerk."

„Die Schlechten könnt vielleicht nicht einmal der liebe Herrgott besser machen", entgegnete die Bäuerin mit großer Gelassenheit. „Aber wir brauchen Ihnen, die Kinder brauchen Ihren Unterricht, die Kranken und die Unglücklichen Ihren Trost."

„Trost? Da weiß ich mehr Menschen, die ihn brauchen, als Menschen, denen ich ihn spenden kann. Ihr wäret darin glücklicher, wenn Ihr's sein wolltet, Kogler," wandte er sich an diesen. „Ihr könntet heute mit dem Bewußtsein schlafen gehen, ich hab meinem armen, verzagten Kinde seine Seelenruhe wiedergegeben."

„Was?" der Bauer stemmte sich mit dem linken Arm an die Lehne seines Rollstuhls und machte eine mühsame und vergebliche Anstrengung, um seinen schweren Körper aufzurichten und sich zu Leo hinüberzubeugen. Die Bäuerin wollte ihm zu Hilfe kommen — er schrie sie an:

„Laß den Klumpen liegen, wo er liegt! Und Sie, geistlicher Herr, Ihnen sag ich, ich weiß, wo Sie hinaus wollen, sind wahrscheinlich von der Frau ang'stift."

„Ich bitt Euch —"

„Ersparen Sie sich eine Fehlbitt, ich weiß, was ich tu, ich weiß, warum ich mir einen auswärtigen Schwiegersohn aussuch. Ich will's nicht seh'n, wie ein Hiesiger auf meinen Tod paßt und auf die Erbschaft."

„Ich und dreimal ich. Um die Broni handelt sich's und nicht um Euch. Ihr sollt sie nicht einem Wildfremden hinwerfen, weil's grausam, weil's sündhaft wäre . . . Wir haben eben von der großen Liebe gesprochen, die das All durchdringt. In Übereinstimmung mit ihr sollen wir handeln. Ihr könnt mir freilich antworten: Ich sehe auch viel Kampf und Grausamkeit und überall den Sieg des Starken über den Schwachen. An dieses Beispiel will ich mich halten, ich, der Starke. Das steht mir zu." Ein herbes Lächeln verzog seinen Mund. „Sprecht so, handelt so, verharrt in Eurer Unverbesserlichkeit! Ihr wißt nicht, was Ihr Euch damit tut — und mir. Mir, Kogler. Ihr ahnt nicht, was für ein Leiden das ist: ringen müssen, ringen sollen und immer einsehen: du ringst mit dem Unüberwindlichen!"

Kogler brummte etwas Unverständliches. Was hatte der Geistliche zu klagen? Wen in der Welt geht's an, wo den der Schuh drückt? Das möge er mit seinem Herrgott ausmachen. Um ihn, den Kranken, handelt sich's, um das, was für ihn gut wäre.

„Befreien's mich von meinen schwarzen Gedanken! richten's mich auf!" rief er dem Priester zu.

„Tut an anderen, Kogler, was Ihr wollt, daß an

Euch geschehe. Wann habt Ihr je einen Menschen aufgerichtet?"

Der Bauer schwieg, und Leo begann in milderem Tone wieder:

„Eure Vroni ist mir vor ein paar Tagen vorgekommen wie ein junges Zweiglein, das, im Schatten entsprossen, sich plötzlich besinnt: Außerhalb meines totenstillen Dunkels gibt's goldiges Licht, wonniges Regen und Weben. Es streckt sich sehnsüchtig und erhascht ein bißchen Wärme, einen Sonnenstrahl, und seine kränklichen Blättchen färben sich, ein neues, frisches Leben durchhaucht sie. — — Heute hat mich an der Schwelle Eures Hauses wieder das blasse, verschüchterte Mädchen begrüßt und so unglücklich ausgesehen, daß mir's weh getan hat."

„Wird sich alles geben und machen in der Eh. Davon versteh'n Sie nix, geistlicher Herr," erwiderte Kogler mit spöttischer Unverfrorenheit. „Mir liegt mein Kind mehr am Herzen als Ihnen, ich hab ihr den Poisbrunner Michel einmal ausg'sucht. Soll ein braver Mensch sein, is reich, is nicht von hier, g'sehn hat er sie auch, g'fallen hat sie ihm auch, damit Punktum, 's bleibt dabei."

„Er hat sie gesehen, sie hat ihm gefallen, und das genügt. Auch nach Eurer Meinung, Bäuerin?" fragte der Kooperator, und Kogler rief:

„Was sie meint, is ihre Sach; dreinzureden hat s' nicht. Das könnten's wissen, Hochwürden, das steht im G'setz."

„Darauf beruft Euch nicht. Es gibt höhere Rechte als das Gesetz gelten läßt, die einer guten Mutter, zum Beispiel, die auch eine gute Ehefrau war.“ Er sah den Mann und das Weib abwechselnd mit einem langen Blick an: „Ich denke mich in eine vergangene Zeit zurück, in Eure Jugendzeit, lieber Freund. Das muß ein Fest gewesen sein auf dem Koglerhof, als Ihr eingefahren kamt — ich habe mir alles genau erzählen lassen — ein Sträußchen im Knopfloch, die schöne junge, schwer errungene Frau an Eurer Seite, und wie Ihr aus dem Wägelchen sprangt und sie in Euern starken Armen heraus und hoch in die Höhe hobt, daß sie zu fliegen meinte, und jauchztet: ‚Schau dich um, das ist der Koglerhof, dein g'hört alles da herum, der Wald, die Felder, die Wiesen und die Herden, die drauf weiden, das Haus und die ganze Wirtschaft, und der ganze Bauer dazu!‘“

Über die Züge der Bäuerin hatte ein Freudenglanz sich gebreitet, und ihre Augen schimmerten feucht: „Ambros, ja“, murmelte sie.

Der Bauer senkte den Kopf: „Vergessen, meiner Seel, ich hab an das alles lang nicht mehr gedacht; 's wird aber schon so g'wesen sein.“

„So war's“, sprach die Bäuerin, „ich weiß noch gut. Ich weiß, daß ich mir denkt hab, wie du mich zur Frau eing'setzt hast über alles: an dem ganzen Reichtum lieget mir nix, wenn du nicht dabei wärst. Und so war alles schön, daß ich dich gern g'habt hab aber doch das Schönste.“

„Ja, ja, 's war alles schön, bis das Unglück mit die Kinder kommen is und der Unfrieden," Kogler klopfte an seine Brust, „da drin."

„Er ist nicht immer ‚da drin' geblieben," versetzte Leo, „hat sich hinaus verbreitet . . . Die andern haben unter ihm gelitten. Es war nicht leicht, das Leben neben Euch. Und ist doch ertragen worden in Geduld und Treue."

„Von der Frau," sagte Kogler dumpf und leise.

„Sie war gestählt durch die Erinnerung an glückliche Jahre, an einstige Liebe. Soll Eure Vroni eine solche Erinnerung nicht haben, wenn für sie schwere Tage kommen, die keinem ausbleiben? Gebt sie nicht einem Wildfremden, laßt ihr Zeit, den Zukünftigen kennen zu lernen und ihn lieb zu gewinnen."

„Zeit lassen," erwiderte der Bauer unwirsch, „kennen lernen, lieb g'winnen, weiß Gott, wie lang die dazu brauchen tät; sie is so ein verschlafenes Ding."

Die Bäuerin ergriff seine Hand: „Was liegt dran? So warten wir halt. Du kannst ja warten," sprach sie mit warmer und innigster Überzeugung. „Der liebe Gott wird dich noch lang erhalten."

„Amen! Amen!" sagte Kogler, durchdrungen und tief beglückt durch ihre Zuversicht.

Der liebe Gott wird dich noch lang erhalten! Welche Wonne, das zu hören, so zu hören!

„Wennst glaubst, wenn Sie glauben, geistlicher Herr, so wollen wir in Gottes Namen warten," sprach er nach einem letzten Zögern.

„Das ist recht und wird sich Euch lohnen."

Ganz beseelt von freudiger Erwartung und Hoffnung blickte der Kranke zu Leo hinauf, der herantrat und ihm die Hand reichte.

Er ergriff sie mit der Linken: „Ich kann Ihnen nur die geben, die Rechte hat der liebe Herrgott g'schlagen," sagte er, schloß die Augen und lauschte mit andächtiger Aufmerksamkeit den tröstenden Worten, die der Priester an ihn richtete.

Als Leo sich auf der Schwelle nach ihm umwandte, um ihn zum letztenmal zu grüßen, sah er ihn das Heiligenbild inbrünstig an die Lippen drücken.

Der Scheidende sagte der Bäuerin und Vroni, die ihm im Garten entgegen kam, Lebewohl, und schritt, ohne einen Blick nach dem Koglerhof zurückzuwerfen, dem Walde zu. Er ging immer rascher; ihm war, als befände er sich schon auf der Flucht.

Er hatte sich in den Wald gestürzt, sich durchgearbeitet durch dichtes Gestrüpp, war vorwärts gerannt, sein Fuß verhing sich in den harten Wurzeln der Alpenrosen, er strauchelte und schlug mit der Stirn an einen Baum, und der physische Schmerz war ihm eine Labung ohnegleichen. Ein schwerer Blutstropfen rann von der Schläfe über seine Wange herab. Mehr, mehr von dem Blute, das in seinem Haupte siedet! Einen Dornenkranz hätte er mit Entzücken um dieses Haupt geflochten und tief eingesenkt, wenn es ihm nicht als Frevel erschienen wäre.

Plötzlich öffnete sich vor ihm eine Lichtung zwischen den Bäumen, er blickte hinunter in das herrliche Tal, auf den im Abendrot schimmernden, von Bergen umschlossenen See. Schwere, schneeweiße Nebel lagerten auf den Abhängen wie eingeschlafene Riesen, wurden wach, streckten sich und glitten in die großen Mulden und Täler, indes über ihnen der Himmel wie in hellem Feuer stand.

„Großer Gott, mein großer Gott der Liebe und Schönheit," rief Leo aus, „zeige mir die Brücke, die von dir, Unermeßlicher, zu dem kleinen Gott hinüberführt, der den Menschen erfaßbar erscheint, an den sie sich klammern können. . . ."

In den Wipfeln rauschte es sanft und melodisch, die Vögel zwitscherten eifrig, rosiges Licht floß durch den duftenden Wald. Langsam und planlos weiterschreitend, fand sich Leo endlich auf dem Fußpfad, der zu den Buchen führte.

Dort erwartete ihn ein zerknirschter, finster blickender Mensch. Den sprach er an:

„Da bist du ja, Seppl. Und wieder bei Sinnen?"

Seppl versuchte zu antworten, aber der Ton blieb ihm in der Kehle stecken.

„Hast du nachgedacht über dich?" fragte Leo.

„Ich hab nachdenkt."

„Auch über das, was geschähe, wenn ich beim Richter anzeigte, daß du mit dem Messer auf mich losgegangen bist?"

„Ja, auch über das."

„Glaubst du, daß du ohne Strafe durchkämst?"

„Ich glaub's nit."

„Glaubst du, daß sie dich nach abgebüßter Strafe wieder aufnehmen würden im Koglerhof?"

„Fragen's nit, was Sie wissen!" schrie Seppl mit schmerzlichem Beschwören.

„Bis zum heutigen Tage habe ich dich für einen braven Menschen, für eine seltene Ausnahme unter den hiesigen Burschen gehalten; heute hast du mir bewiesen, daß du bist wie alle, vielleicht sogar . . ."

Seppl hatte sich während dieser Rede des Geistlichen gewunden wie ein Gefolterter, jetzt fiel er ihm ins Wort:

„Nein! nein, Hochwürden, sagen's das nit! nur das nit. Ich bitt Ihnen, Hochwürden, halten's mich um Gotteswillen noch weiter für eine Ausnahm. Sie können mich unglücklich machen, ich weiß, Sie können zum Richter geh'n — ich geh gleich mit, wenn's wollen; aber in ein'n Topf mit die andern werfen's mich nit! Das war heut, seitdem ich hier bin, mein erster Rausch und is mein letzter g'west. 'S is auch nix mehr übri von ihm, als daß ich noch reden kann. Morgen wird's aus sein damit. So sag ich Ihnen halt, Hochwürden, ich war wie b'sessen . . . Die Schober . . . der höchste Mensch . . . die Broni . . . Hochwürden," brach er aus, „ich hab's so schreckbar gern! von jeher; aus Erbarmen, weil's gar so ein schwaches Dingerl is, aus . . . aus — ich weiß nit was! . . . Hab ich's bewiesen, daß ich's gern hab? Hätt

ein andrer ausg'halten, was ich aushalt vom Bauern auf'm Koglerhof? Um ihretwillen halt ich's aus — und jetzt sitz ich da . . ." Er fuhr sich in die zerzausten Haare und schloß mit plötzlicher Resignation: „Machen's mich unglückli, Hochwürden. Führen's mich zum Richter."

„Ich führe dich vor den strengsten Richter, vor den Richter in deinem Innern. Vor dem stehst du jetzt. — Mit dem mach's aus."

„Hochwürden!" stammelte der Bursche und warf sich nieder auf die Knie: „Verzeihen Sie mir!"

Leo legte ihm die Hand aufs Haupt. „Verzeih dir selbst nicht so leicht, wie ich dir verzeihe, Seppl," sprach er.

VIII.

„Ist's vorbei, ist alles wieder gut, mein lieber Sohn?" Fortwährend drängte sich die Frage dem alten Pfarrer auf, aber er sah seinen Kooperator an — und schwieg.

Dem Abend nach Leos Rückkehr vom Koglerhofe folgte eine wundervolle Nacht. Der Vollmond stand am wolkenlosen Himmel, nicht ein Lüftchen regte sich. Thalberg und Leo gingen nach dem Abendessen noch lange vor dem Hause auf und ab.

„Mir fällt auf," sagte der Pfarrer, „daß ich dich oft müßig sehe; es geht abwärts mit deinem Fleiß."

„Mit meinem Fleiße ist es aus," antwortete Leo.

„Warum denn? das verstehe ich nicht. Beten scheint mir besser als Studieren, aber Studieren doch tausendmal besser als Grübeln."

„Ich bin nicht ein Gelehrter von Beruf, ich bin von Beruf ein Priester," erwiderte Leo. „In meiner früheren Gemeinde unter gutmütigen, rechtschaffenen Menschen, denen ich ein Lehrer und Tröster war, konnte ich meinen Beruf erfüllen. Dieses beglückende Bewußtsein stählte

mich, gab mir die Kraft, auch in der Wissenschaft weiter zu streben. Wenn alles andere versagt, die Wissenschaft bleibt dir, meinte ich. Das war ein Wahn. Mit der Freude an meinem Beruf ist auch die Freude an meinen Studien dahin."

„Setze sie dennoch fort. Astronomie und Religion vertragen sich miteinander. Viele große Astronomen sind fromme Menschen geblieben."

„Ja, fromm in einem allerhöchsten Sinne. Nie habe ich mich frömmer gefühlt als in den Stunden, in denen die Wissenschaft mich die Größe Gottes ahnen ließ. In die Grenzen einer Persönlichkeit nach irdischen Begriffen konnte ich ihn nicht bannen, aber verbunden blieb ich mit meinem unfaßbaren Gott und fühlte mich in Übereinstimmung mit seinen höchsten Gesetzen, wenn ich nach Wahrheit strebte und das Gute tat."

Thalberg wurde immer nachdenklicher, das Gespräch geriet ins Stocken. Endlich begann der Greis: „Du bist im Grunde nicht auf einem Irrweg, du hast nur einen Umweg eingeschlagen und wirst zurückkehren zum unbedingten Glauben. — Laß mir diese Hoffnung," sagte er in bittendem Tone, da Leo ihn unterbrechen wollte, und setzte mit Selbstüberwindung hinzu: „Der erste Zweifel überhaupt, wann ist er dir gekommen? Vor kurzer, vor langer Zeit?"

„Das geschah vor Jahren," antwortete der Kooperator beklommen und trübe. „Wie eine kleine Schlange durch eine fast unsichtbare Ritze gleitet, glitt er herein. Nun

suchte ich der Spur des Weges nach, den er genommen haben konnte, und fand den haardünnen Spalt und suchte ihn zu verschließen; aber je eifriger ich's tat, desto weiter klaffte er auseinander, und ich meinte zuletzt an allen Grundpfeilern des hochaufgetürmten Baues unseres Glaubens einen Riß zu entdecken, durch den der Zweifel eindringen kann."

„Unglücklicher Mensch!" rief der Pfarrer, „Schwergeprüfter will ich sagen. Vielleicht läßt Gott der Herr es selbst zu, daß der Seelenfeind diese Zweifel in dir erweckt. Vielleicht sollst du dich in diesem Kampfe nur stählen zu einem größeren, siegreichen Kampf gegen die Macht der Finsternis."

„Ich habe den selben Gedanken gehabt, lieber Vater. Als ich die Stimme zu hören wähnte, die mich nach höheren Zielen streben hieß, da war ich nicht bestürzt und erschrocken, da glaubte ich, daß der Pfad mir gewiesen würde, den ich zu betreten habe, und daß ich meinen Mitmenschen zurufen sollte: Kommt, betretet ihn mit mir! Ich will euch dahin führen, wohin mich Gott geführt hat — zu einer reineren Erkenntnis. Erweitert euern Blick, werdet weiser, wachset im Guten, damit auch eure Anschauung von Gott wachsen könne."

Pfarrer Thalberg machte eine sehr bedenkliche Miene bei diesen Worten des Kooperators, unterbrach ihn aber nicht.

„Und in dem beseligenden Augenblick, in der schönen, erhabenen Stimmung erlebte ich, was Sie wissen. Ich

fühlte mich als der Apostel eines verfeinerten, veredelten Menschenvolks, und vor mir öffnete sich ein Abgrund des Lasters und spie mir seinen verpesteten Giftstrom ins Gesicht ... Lieber Vater — Sie haben meinen Menschenglauben oft als eine Gefahr gerügt; er wäre mir längst entschwunden, hätte ich ihn nicht retten, nicht mit Gewalt die Augen zudrücken wollen."

„Nun, nun," sagte der Greis beschwichtigend, „ich kenne die Schraner und halte es doch bei ihnen aus. — Und das sollst auch du."

„Müßt ich nur nicht verzweifeln an der Möglichkeit, meinen Beruf weiter auszuüben," versetzte Leo kaum hörbar. „Soll ich Haltloser lehren? — Oder ich, ein Priester, Ärgernis geben?"

Thalberg blieb stehen, ließ seine verschränkten Hände sinken und sah seinen Kooperator mit grenzenloser Güte und Teilnahme an. „Soll ich lehren, fragst du? — Ja, du sollst, antworte ich dir — und du wirst lehren, ohne Ärgernis zu geben. Lieber Sohn, ich, dein Beichtiger, dein Pfarrer, befehle dir sogar, mich morgen wieder zu vertreten. Auf den morgigen Tag fällt das Patronatsfest in der Benefizienkapelle zu Öls. Dort lieseſt du an meiner Stelle die heilige Messe und unterweiseſt, wie ich's bei dieser Gelegenheit immer getan habe, nach dem Gottesdienst die Kleinen. Auf mein Geheiß werden sie dich in der Schule erwarten."

„Ja, ja, Frau Sperber, ich komme!" rief er der Wirtschafterin zu, die sich schon mehrmals unter der

Tür gezeigt hatte. In den hellen Kleidern, die sie mit Vorliebe trug, und vom Mondesglanz strahlend umflossen, nahm sie sich aus wie ein kleines, buckliges Gespenst. Sie murmelte Unverständliches von „Nachtkühle", „Nachttau" und „Schnupfenfieber"! Es war recht unheimlich.

„Komm auch du, mein Kooperator," sprach der Greis und nahm den Arm Leos. „Du willst, daß ich ruhig schlafe, nicht wahr? Nun, nun, ich brauche keine Beteuerungen. Dann also gehst du morgen früh nach Öls. Versprich's."

„Ich verspreche es."

„Den blinden Freisinger besuchst mir nach der Schule."

„Gewiß, Hochwürden."

„Und bringst gleich dem Wirt die Sustentationsgelder für die Woche. Da."

Er zog ein altes, vielfach geflicktes Portemonnaie aus der Tasche und entnahm ihm mit der Unbeholfenheit eines, der nicht die Gewohnheit hat, mit Geld umzugehen, eine Anzahl kleiner Silbermünzen: „Na, bring ich's denn nicht zusammen? Doch! Nimm das mit. Und jetzt, gute Nacht." Er lüftete den Hut, grüßte zum Sternenhimmel hinauf und stand so eine Weile in anbetender Bewunderung unbedeckten Hauptes.

Das Gespenstchen unter der Tür knirschte.

Aber Thalberg bemerkte es nicht: „Erhebend!" sprach er. Dann traten sie ins Haus.

Noch vor Sonnenaufgang war Leo auf der Wanderung nach Öls. Von der Fahrgelegenheit, die ihm zur Verfügung gestellt worden war, machte er keinen Gebrauch. Ein tüchtiger Marsch in der stärkenden, morgenfrischen Luft tat dem Schlaflosen mit seinem überhitzten Kopfe und seinen fröstelnden Gliedern not.

Trotzdem er sich immer auf der Fahrstraße gehalten und so einen Umweg gemacht hatte, kam er doch vor der bestimmten Stunde in Öls an. Das war ein noch schöner und höher als Schran auf einem der Vorberge des mächtigen Gebirgszuges gelegenes Dörflein. Es hatte ein paar krumme Gäßchen und einen Platz, den zwei Halbkreise von äußerst ungleichen, aber meist uralten Holzhäusern bildeten. Unter ihnen zeichnete sich die Schule weder durch Höhe noch durch Größe, sondern durch einen dick aufgetragenen weißen Anwurf aus. Den Ort beherrschend, stand auf einem Hügel die schmale Kapelle mit ihrem kahlen, spitzen Turme inmitten des Friedhofs, und unweit von ihr das Haus des Glöckners, der auch zugleich die Funktionen des Meßners und des Totengräbers versah.

Er machte den Eindruck eines gut situierten, mit sich und mit dem Leben zufriedenen Mannes. Seine Gestalt war groß und vierschrötig, der Kopf klein und die Stirn auffallend nieder. Jeder, mit dem er sprach, wurde von ihm freundlich und recht dümmlich angelacht und bekam bei der Gelegenheit wenigstens den Duft von etwas Geistigem zu spüren.

„Schön, daß S' so früh kommen, Hochwürden," begrüßte er den Kooperator. „Mei Weib hat m'r auftrag'n, wenn einer von die geistlichen Herren kommt, bitt ihn, daß er mich b'sucht. S' is krank, mei Weib. I hob's scho lang g'sogt, wenn der nur nix is, ober sie hot g'sogt: nix is m'r. Jetzt'n wor ober gestern der Doktor beim Schmied, und do bin i hergang'n und hob'n g'ruft. No, und da hat er g'moant, a poor Wochen wird's scho no dauern." Der Glöckner hatte dies alles in seiner einfältig vergnügten Art gesagt, nur dazu geblinzelt, als ob er in grelles, blendendes Licht sehen müßte.

Leo ließ sich zu der Kranken führen. Sie lag in einem reinlichen Bette, das Zimmer war sauber aufgeräumt; in der Ecke neben dem Ofen spielten drei kleine Kinder mit einer alten, verdrießlichen Katze, der ihre Ruhe lieber gewesen wäre als alle Aufmerksamkeiten, die man ihr erwies.

„Geh, Peterl, geh, führ die Kinder hinaus," sagte die Frau, nachdem sie den Geistlichen willkommen geheißen hatte.

Peter gehorchte ohne Zögern. Er ging auf die kleine Gruppe in der Ofenecke zu, gab jedem Kinde und auch der Katze einen Klaps — aus welchem Grunde war nicht einzusehen — und schob dann alle drei hinaus. Die Tür schlug er kräftig hinter sich zu, wahrscheinlich um seinen Eifer im Erfüllen des Wunsches seiner Frau zu betätigen.

Die Kranke hatte ihm unbeschreiblich wehmütig nachgesehen. „Ich bin so froh, Hochwürden, daß Sie da sind. Nehmen's Platz, Hochwürden, in seiner Bestürzung hat Ihnen der Mann nit amol ein'n Sessel angetragen. Er is so viel bestürzt, a Fremds sieht ihm's gar nit an. Ich weiß 's schon seit ein'm Johr, daß ich sterben muß, er weiß 's erst seit gestern."

Leo sagte einige Worte der Ermutigung, denen die Glöcknersfrau zwar in stummer Ehrfurcht lauschte, denen sie aber widersprach.

„Nein, nein, Hochwürden, es is aus mit mir, ich weiß und hab mich schon in den Willen Gottes ergeben. Meine Sorg is nur, was g'schehn wird, wenn ich nimmer da bin. Mein Mann is ein gar ein guter Mann, Hochwürden, aber dumm is er halt. Die erste beste Pfiffige krieget ihn herum, und damit das nit g'schieht, hab ich ihm schon eine ausg'sucht. Die Mergel Gertrud tät ihm passen, das is ein tüchtig's kreuzbraves Mädel, die schauet d'rauf, daß er sich nit vertrinkt. Und meine Kinder hat's von jeher lieb g'habt, die wär eine gute Mutter für sie. — Und jung und hübsch is auch," setzte sie mit einem Seufzer hinzu.

„Der Mann," begann sie wieder mit leiser und zitternder Stimme, „weiß noch von nix, ich spar mir's auf bis zum letzten Augenblick. Wenn's drum und dran sein wird, dann sag ich ihm: Jetzt stirb ich, jetzt versprich mir, daß d' den Kindern kein andre Mutter gibst als die Gertrud. Versprechen wird er's; was versprechen ein'm

die Männer nit all's? Aber wird's auch g'schehn? Mei Peter is schwach, Hochwürden, der vergißt, wenn ihn niemand erinnert: B'sinn dich, was d' deinem Weib im Sterben versprochen hast."

Sie suchte sich ein wenig aufzurichten, fiel aber wieder in die Kissen zurück; sie konnte nur ihre flehend gefalteten Hände an die Lippen führen. „Erinnern Sie ihn, Hochwürden, er gibt so viel auf Ihnen."

Es brannte ihm auf der Seele, daß er ihr keine feierliche Zusage geben, daß er nur antworten konnte: „Seid ruhig, es wird geschehen; er wird gehalten werden, sein Wort zu lösen. Wenn nicht durch mich, durch einen andern . . ."

„Ein'n andern?" die Kranke heftete ihre weitgeöffneten Augen mit einem Ausdruck der Enttäuschung auf ihn. „Unsern Herrn Pfarrer, meinen Hochwürden? den guten Herrn, ja, — nur zu gut beinah . . . No, Gott segn' ihn. Ich sag ein'n jed'n vergelt's Gott, der sich um die Meinigen annimmt nach mein'm Tod."

Das ist ein Sterben! dachte Leo, ein anderes, als das meine gewesen wäre, wenn mir Seppl das Messer in die Brust gestoßen hätte. Hier Klarheit, Einigkeit mit sich selbst, liebevolle Fürsorge bis übers Grab hinaus. Dort schmähliches Ermatten vor dem ausgekämpften Streit, feige Sehnsucht nach dem Ende.

Er versicherte ihr nochmals, daß er ihres Auftrags eingedenk bleiben werde, nahm Abschied und ging.

Das kleine Gotteshaus war schon überfüllt, als Leo

es betrat. Unter dem festlichen Geläute der Glocken hatte die Gemeinde sich versammelt.

Nach dargebrachtem Meßopfer begab der Kooperator sich in die Schule, wo die Kinder ihn erwarten sollten. Zu seiner Überraschung fand er jedoch im Lehrzimmer nur ein einziges Bübchen, das mitten in der vordersten Bank saß, bei seinem Erscheinen aufsprang und ihn von der Seite pfiffig anguckte.

„Nun, Andresl, was heißt denn das? Wo sind denn die andern?" fragte Leo.

„Die sein beim Spiel'n, Herr Katechet," lautete die Antwort.

Es zuckte und blitzte vor Schelmerei im Gesichte des Kleinen, das hübsche feine Züge hatte, aber durch zahllose Sommersprossen entstellt wurde. Unter den braunen, glänzenden Augen bildeten sie förmlich Sättel und flossen ineinander, wie die Sterne der Milchstraße.

„Spiel'n sein's gang'n," wiederholte er, steckte beide Hände in die Taschen seiner kurzen, ledernen Höschen und drehte und streckte sich, und fand sich offenbar sehr schön in seinem schneeweißen Hemde mit den neuen Hosenträgern und dem Brustlatz, auf dem sein Name „Andreas Bogner" eingestickt war.

„I weiß wo's sein, soll i 's hol'n gehn?" fragte er voll Schadenfreude und kostete im voraus den Hochgenuß, als der Überbringer einer Botschaft, und noch dazu einer unangenehmen, zu fungieren.

„Du bist wohl so lustig, weil du dich als der einzige fühlst, der seine Schuldigkeit getan hat?“

„Jo,“ erwiderte der Musterknabe und wiegte sich voll Tugendstolz in seinen schmalen Hüften. Er hätte am liebsten getanzt.

„Die andern werden gewiß bald kommen, was meinst du?“

Andresl zuckte höchst verächtlich mit den Achseln, und sein hoffärtiger Ausdruck sprach deutlich: Ich weiß nicht, was die Lümmel vorhaben.

„Höre, du kleiner Mensch mit der großen Selbstachtung,“ sagte der Kooperator, „es ist hier schwül und dumpf, mache die Fenster auf, bleibe da und warte hübsch geduldig auf die Schulkameraden. Ich will indessen den Herrn Lehrer im Garten aufsuchen.“

Als Leo nach einer Viertelstunde zurückkehrte, fand er das Zimmer wohlgelüftet, aber ganz leer. Der eifrige Hörer hatte den erhaltenen Auftrag erfüllt, alle Fenster weit geöffnet — und sich auch davongemacht.

Dem Herrn Katecheten blieb nichts übrig, als seine Schüler zusammenzusuchen. Er holte sie einzeln aus den Häusern und in Gesellschaft von ihrem beliebtesten Spielplatz ab, und zog dann mit ihnen, an jeder Hand ein Kind führend und die übrigen vor sich hertreibend, ins Schulhaus.

Keines sprach; das Gewissen in seiner niedrigsten Form, als Furcht vor der Strafe, regte sich in jedem Angehörigen der kleinen Herde. Ganz still schlichen sie

auf ihre Plätze und warteten mit Bangen auf das Verhör, das nicht ausbleiben konnte: Ihr wußtet, daß wir kommen würden, der Herr Pfarrer oder ich, warum habt ihr uns nicht erwartet, wie euch befohlen war?

Aber der Herr Katechet stellte zunächst kein Verhör an. Was mochte das zu bedeuten haben? War sein Zorn so groß, daß er gar nicht auf einmal herauskonnte? Oder war am Ende gar kein Zorn da?

Der Unterricht begann mit dem Erzählen einer kleinen Legende.

Unterwegs hatte Leo sich ihrer entsonnen. Sie stammte aus dem Legendenvorrat seiner Tante Philomena und knüpfte an das Evangelium von den Kleinen an, die der Heiland zu sich rief.

„Einmal," lautete sie, „ging Jesus mit seinen Jüngern durch einen Ölweidenhain und sah eine große Kinderschar, die einem goldenen Wagen nachlief. In dem Wagen saß ein reiches Kind und streute Spielzeug und Blumen aus. ‚Ihr Kindlein,' rief der Heiland, ‚bleibt ein wenig stehen, kommt zu mir und seht mir in die Augen.' Aber die Kindlein sahen sich bloß flüchtig nach ihm um. Nur das jüngste von ihnen hielt inne im Lauf und war schon im Begriffe, dem göttlichen Rufe zu folgen, da stießen die andern es vorwärts. Es leistete keinen Widerstand, und nun rannten alle dem goldenen Wagen nach und lasen das Spielzeug und die Blumen, die das reiche Kind ihnen zuwarf, vom Boden auf.

„Viele Jahre vergingen; aus den Kindern waren erwachsene Leute geworden. Die wußten längst nicht mehr, wie die schönen Sachen ausgesehen hatten, denen sie einst mit so tollem Eifer nachgejagt. Eines aber konnten sie nie vergessen, und gerade das, was sie nur wie im Fluge gesehen hatten — den traurigen Blick, den der Heiland ihnen zugeworfen hatte. Manchen ging es sehr gut in der Welt. Sie tanzten, sie warfen die Hüte in die Höhe und riefen: Juhe! sie schritten im lustigen Hochzeitszuge einher, hinter der Fiedel und der Pfeife; sie schmausten an einer reichbesetzten Tafel, aber auf einmal sahen sie diesen traurigen Blick wieder vor sich, hörten die traurige Stimme, die ihnen umsonst zugerufen hatte: Kommt zu mir! und mit ihrem Vergnügen war es vorbei. Wär ich doch stehen geblieben, dacht ein jeder, ich wäre jetzt glücklich. Ich hätte das Angesicht des Heilandes freudig leuchten, seine Augen mich liebevoll anblicken gesehen, und diese Erinnerung würde mein ganzes Leben verklären."

Er ließ eine Erläuterung der Legende folgen, und der Ton, in dem er sprach, war so sanft, seine Miene so freundlich, daß viele der gesenkten Köpfchen sich wieder aufrichteten.

Andresl wagte sogar zu gähnen, obwohl er sich eigentlich dazu zwingen mußte. Sein Nachbar, der Pauli vom Schmied, ein größerer Junge und der eigentliche geistige Urheber des Wegbleibens aus der Schule, stieß ihn mit dem Ellbogen an und flüsterte zornig:

„Was gähnst?“ Und Andresl, ohne den Kopf zu wenden, antwortete:

„Nur so.“

Pauli trat sich unter der Bank abwechselnd mit dem rechten auf den linken und mit dem linken auf den rechten Fuß, und tat sich dabei so weh er nur konnte, zur Zerstreuung. Er gehörte zu der weitverzweigten Sorte der Verprügelten und hatte eine Krankheit seines strengen Vaters benützt, um in einem Anfall von Übermut, den er jetzt selbst nicht mehr begriff, die seligen Stunden der Freiheit unverkürzt zu genießen.

Der Lori vom Maurer schienen die Taschen des Herrn Katecheten heute ganz besonders vollgepfropft, und daß er neulich auf dem Markt eine Menge Bildchen eingekauft, hatte sie selbst gesehen. Sie stellten ehrwürdige Gestalten vor in bunten Gewändern mit goldenen Konturen, über einem Sternenhintergrund schwebende Engel, alles in köstlichen, ovalen Rähmchen, von verschiedenster Größe. Gewiß wollte der Herr Katechet heute, zu Ehren des Festtags der heiligen Anna, alles verteilen, und sicherlich das schönste an die Bravsten. Da wurde sie plötzlich von einem unwiderstehlichen Drange ergriffen, sich hervorzutun. Sie streckte die Schwurfinger in die Höhe und fragte: „Bitt, darf ich ein Glas Wasser holen?“

Leo dankte ablehnend, und nun begann sie ihre Umgebung mit Wohltaten zu überhäufen.

„Ich bitt, der Peperl scheint die Sonn ins G'sicht, darf ich den Vorhang herunterlassen?“

„Ich bitt, darf sich die Reserl zu mir setzen, daß 's bei mir ins Buch schauen kann? Sie hat keins, und niemand will's hineinschauen lassen, weil's so arm is, daß's nur ein einzig's Kleidl hat."

Reserl, ein vaterloses und von der Mutter verlassenes Kind, wollte vor Scham vergehen; ihre Lippen zitterten, und plötzlich floß ein Strom von Tränen über ihre Wangen.

Sie fing an ihr Elend einzusehen.

Leos Augen ruhten auf der kleinen Versammlung vor ihm. Der zukünftige Mensch verriet sich in jedem dieser Kindergesichter.

Vorherrschend war der Ausdruck harmloser und schläfriger Albernheit, viele Augen baten förmlich: Denk für mich, erspare mir das eigne Denken, ich bin ein unselbständiges Wesen. Die bleiben den Verhältnissen untertan, werden sie nie beherrschen. Sichere Führung, eine feste Hand — und sie wären dem Guten gewonnen.

Andere wieder blickten treuherzig klug und frei in die Welt, und noch andere mit Energie und einem fast drolligen Selbstgefühl. Denen fehlt es nicht an festem Willen, der sich — vorläufig wenigstens — als Eigensinn und Trotz äußert. Es kam auch unüberwindliche Verstocktheit vor, und diese Eigenschaft offenbarte sich in gleichem Grade bei Knaben wie bei Mädchen. Das sind sie, an denen die Erziehungskunst zu schanden wird, die Güte zum Leichtsinn, Strenge zum Starrsinn treibt, und denen doch das Recht zusteht, die gleiche Aufmerksamkeit

und Sorgfalt zu fordern, wie die lieblichen kleinen Geschöpfe, durch deren frische Augen man bis auf den Grund ihrer unschuldigen Seele blickt. Zu welchen Hoffnungen, zu welchen Befürchtungen berechtigt ihr, dachte Leo. Wie viel Gutes, wie viel Böses wird von euch hinausgetragen werden in die Welt!

Vom Dorfe ziehen sie aus nach den Städten. Die Armen suchen dort als Arbeiter reicheren Erwerb, volleres Leben, Zerstreuung und Genuß. Die nach Bildung Dürstenden, die Ehrgeizigen — Begabte und Unbegabte — trachten nach Unterricht, füllen einen Teil der Schulen und der Hörsäle der Universitäten. Die Städtebevölkerung wird zum Teil so beschaffen sein, wie das Menschenmaterial es ist, das ihr vom Lande her zugeschickt wird. Da sprudelt eine der Quellen, die sich, zu einem Strome vereinigt, in das große Meer — die menschliche Gesellschaft, ergießen.

Eine dieser Quellen fassen, rein erhalten, rein im Sinne der uralten Moral: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, und jeder ist dein Nächster —, das wäre eine schöne Lebensaufgabe gewesen.

Wer ist meine Mutter, wer sind meine Brüder? sprach der Gottmensch. Das bedeutet: Eben so nah wie diese soll dir der Fremde stehen, der dir zum erstenmal auf der Heerstraße begegnet und dir die Hand reicht, oder — sie zum Schlage gegen dich erhebt.

Nach beendeter Lehrstunde schien die Sonne des Glückes über Gerechte und Ungerechte. Jedes Kind er-

hielt ein kleines Geschenk und außerdem einen unerwartet milden Verweis oder ein herzliches Lob.

Den alten Schützling des Pfarrers, den Leo noch besuchen mußte, fand er vor der Tür des Häuschens sitzend, in das ihn Thalberg eingemietet hatte. Er hielt einen Rosenkranz in den Händen, lehnte den Kopf an die Wand und schien sich angenehmen Vorstellungen hinzugeben. Der Ausdruck des Gesichtes, das ungefähr die selbe hellgraue Farbe hatte wie die Haare, war der einer kindlichen Heiterkeit.

Als Leo ihn ansprach, stand er auf, hielt ihn erst für den Herrn Pfarrer, und brauchte einige Zeit, bis er aus dem traumhaften Zustande, in dem er sich befunden hatte, zu deutlichem Bewußtsein kam.

„Wie geht's, Freisinger?" fragte Leo.

„Mir geht's sehr gut," war die Antwort.

„Was ist's mit den Augen?"

„Die tun weh, ja, und blind werden's auch. Na, ich hab die Welt siebzig Jahr lang g'sehn, das is g'nug."

„Wie seid Ihr versorgt, schickt der Wirt alle Tage ordentliches Essen?"

„Alle Tag, ja, sehr ordentlich. Manchmal vergißt er auch."

„So? darüber werde ich ihn zur Rede stellen."

„Ich bitt Ihnen, tun's das nit, geistlicher Herr. Es heißt gleich, der alte Müßiggänger wird da umsonst erhalten und is doch nit z'frieden. Der Mensch lebt nit allein vom Brot, sondern von jedem Wort, das aus dem

Mund Gottes kommt. Der Herr Pfarrer hat mir viele solche Worte geben, da hab ich immer was zu leben," sagte er und lachte über seine praktische Art, den Text auszulegen. „Ich bin ein glücklicher Mensch," fuhr er fort. „Ich hab nit einmal g'wußt, wie glücklich ich bin, eh der Herr Pfarrer mir's auseinanderg'setzt hat. Was ich hab verlieren können, mein Haus, mein Geld, mein Weib — zuletzt meine Kinder — hab ich schon verloren. Jetzt kann ich nur noch mein bissel G'sundheit und mei Leben verlieren. Da sag ich halt zum lieben Herrgott: Willst morgen, 's is mir recht, willst heut, 's is mir auch recht; ich halt's aber auch hier noch a Weil aus. Das Wiedersehn mit die Meinigen kann ich erwarten, 's wird ja dann für die Ewigkeit sein. Und auf Erden noch a bissel was abbüß'n, kann mir auch nit schaden. Wenn ich so dasitz und nachdenk, fallt mir so manch's ein, was ich in mein'm Leben hätt bleib'n lassen und was ich nit hätt bleib'n lass'n soll'n. So is ja recht gut, wenn's Abrechnen noch eine Zeitlang hinausgeschoben wird. Der Herr Pfarrer laßt 's freilich an Trost nit fehl'n. Seid's nur ruhig, Freisinger, sagt er immer, das is eine gar eine große Wohltat; und so bin ich ruhig und z'frieden; was auch g'schieht, ganz z'frieden."

Mittag war vorbei, als Leo ins Gärtlein der Pfarrei eintrat. Thalberg stand an der Gittertür und erwartete ihn.

„Hast du es schon gehört?" fragte er. „Haben sie dir's im Dorf erzählt?"

„Ich habe mit niemandem gesprochen. Was ist geschehen?"

„Was stündlich zu erwarten war," erwiderte der Greis. — „Ich komme vom Koglerhof . . ."

„Um Gotteswillen!" stieß Leo hervor. „Der Bauer? Sie sind gerufen worden? Es geht ihm schlecht?"

„Es ist vorbei."

„Tot?"

Thalberg nickte.

„Gestorben! . . . Wie gestorben?"

„Ganz sanft und ruhig, und hat allen Trost gefunden, nach dem er sich viel heißer sehnte, als ich je für möglich gehalten hätte."

„Heil Ihnen, lieber Vater," sprach Leo dumpf. „Ihr Glauben hat ihm geholfen."

„Das würde kaum möglich gewesen sein, wenn nicht vorher ein warmer Hauch der Liebe dieses Felsenherz erschlossen hätte. Dein Werk — du Glaubensloser!"

IX.

Der Poisbrunner hatte, als der vorsichtige Mensch, der er war, einem gemeinsamen Bekannten aufgetragen, ihm gleich Nachricht zu geben, wenn beim Kogler „etwas Plötzliches" eintreten sollte. So kam er denn am Morgen des Begräbnistages in Schran angerückt und brachte seinen schönen Neffen mit.

„'S g'hört sich, daß wir zwei dem Seligen die letzte Ehr erweisen," sagte er zu der Witwe, nachdem er ihr seine Beileidsbezeugungen im Tone eines männlich beherrschten Schmerzes ausgesprochen, der einen guten Eindruck auf sie gemacht hatte. Trotzdem änderte sie nichts an der kühlen Weise, in der sie ihn begrüßt hatte. Sie machte ihm auch kein Hehl daraus, daß die Verlobung der jungen Leute unter allen Umständen aufgeschoben worden wäre. Mit Vroni, die doch auch gefragt werden müsse, sei von der Sache noch nicht geredet worden.

„Ich hab g'meint, die wird nit gefragt," wandte der Poisbrunner ein.

Die Bäuerin erwiderte, daß ihr Mann im letzten

Augenblick seine Ansicht darüber geändert habe. Aufgeschoben sei jedoch nicht aufgehoben."

Die beiden Männer baten um Erlaubnis, sich in der Wirtschaft umsehen zu dürfen, was ihnen auch ohne weiteres gestattet wurde. Seppl erhielt den Auftrag, sie herumzuführen. Er tat's mit Verzweiflung im Herzen. Auskünfte waren aus ihm nicht herauszukriegen. Auf jede Erkundigung nach Kauf und Verkauf, nach Auslagen und Erträgnis war seine stehende Antwort:

„Das weiß i nit, da müßt's die Bäuerin fragen."

Gleich nach dem Tode Koglers wurde seiner Witwe bekannt gegeben, daß er schon vor Jahren ein Testament bei Gericht hinterlegt hatte. Zur allgemeinen Überraschung und gegen allen Bauernbrauch war darin der Witwe der Nutzgenuß des ganzen Vermögens und aller Liegenschaften bis an ihren Tod zugesprochen, Broni aber, für den Fall, daß sie ihren Wunsch, ins Kloster zu gehen, ausführen sollte, auf den Pflichtteil gesetzt. Nach dem Tode der Bäuerin hatte dann der Besitz des Koglerhofs einem entfernten Verwandten zuzufallen. Der aber war indessen gestorben.

Das Leichenbegängnis des Bauers sollte, nach seiner letztwilligen Anordnung, das schönste sein, das seit Menschengedenken in Schran stattgefunden hatte.

Die Bäuerin kam dieser Verfügung in der großartigsten Weise nach: „Es muß bis zum Letzten alles so ausg'richtet werden," sagte sie, „wie er's anschaffen tät, wenn er noch was anschaffen könnt."

Unter Assistenz auch fremder Geistlichkeit wurde Kogler zu Grabe getragen. Die Kirchenglocken in Schran läuteten unaufhörlich, so lange der Trauerzug sich in Bewegung befand: voran die Geistlichkeit und die Weihrauchfässer schwingenden Chorknaben, dann der Leichenwagen, schwarz ausgelegt, von einem schönen Rappen-Viergespann gezogen. Fackelträger gingen zu beiden Seiten nebenher. Der große, breite Sarg, der bei jedem Stoß in leises Schwanken kam, nahm denselben Weg, den schon viele kleine Särge aus dem Koglerhofe genommen hatten. Ihm folgten die Honoratioren und, mit wenig Ausnahmen, die ganze männliche Bevölkerung von Schran nach dem Rang und den Altersstufen geordnet. Hinter dem letzten Schulbuben erst, es war zufällig der Schober Franzl, kam die Witfrau, stattlich anzusehen in ihren Trauergewändern. Sie schritt aufrecht und tränenlos; in ihren strengen Zügen malte sich ein feierlicher, würdevoller Schmerz. Broni hing an ihrem Arm und preßte von Zeit zu Zeit das vom Weinen gerötete Gesicht auf die gekreuzten Hände der Mutter.

Als der Wagen beim letzten der noch zum Hofe gehörenden Felder anlangte, um die Ecke und auf die Straße bog, scheute das handige der Vorauspferde vor einem Grenzstein, der kürzlich erst auf Befehl des Bauers weiß angestrichen worden war. Es stürzte sich auf das Sattelpferd, ein junges Tier, das nun vor Schrecken gegen die Stangenrosse auszufeuern begann. Seppl sprang hinzu, da bäumte es sich und schlug ihm mit dem

Vorderhufe dicht am Gesicht vorbei. In dem Augenblick ertönte ein greller Angstschrei; Seppl erbebte vor Wonne. Das war Vronis Stimme gewesen. Er stemmte sich ruhig gegen die Schulter des Pferdes, zwang es, den Kopf herunterzubiegen und führte es so weiter am Zügel, das Dorf entlang, der Kirche zu. Er ging stolz wie ein König, sah und hörte nichts mehr, wiederholte immer nur bei sich selbst: „Wie's Angst g'habt hat um mi!"

Die Trauerfeierlichkeiten endeten mit einem Leichenschmaus und einer Speisung der Armen. Die fremden Geistlichen waren vom Friedhof aus weggefahren, aber der Pfarrer und der Kooperator mußten teilnehmen an der Trauertafel, die im ersten Stocke des Koglerhofs in der guten Stube auf das reichste gedeckt war.

„Wenn die Pfaffen sich nur einmal heben täten," flüsterte der dicke Wirt dem Steindlbauer zu, „daß's a bissel lustig wer'n tät und man doch ein Wort mit der Wittib red'n könnt. Is heut noch gar nit übel!" Er drehte den Schnurrbart und warf einen wahrhaft mörderischen Blick zur Bäuerin hinüber.

„Verdammt" hat sie ihm in die Augen gestochen beim Leichenbegängnis, als sie an der Spitze der Frauen einherging und noch ganz „teufelsmäßig sauber" aussah. „Die Tochter, das is so a Nixl, — is ihr am Arm g'hängt, ordentlich wie a Sacktüchl." Die möcht er gar nit. Er aber und die Witfrau, die gäben ein tüchtig's Paar. Der Wirt hat freilich schon zehn Dirndln 's

Heiraten versprochen, er hat auch die triftigsten Gründe dazu gehabt, aber entschließen kann er sich halt nicht. Die Koglerwittib, die nehmet er vom Fleck weg. „Ja, die passet mir," vertraute er am Schluß dieser stillen Betrachtungen seinem Nachbar.

Der Steindlbauer lächelte verschmitzt. „Ich weiß noch einen, dem sie passen tät, verrat ihn nur nit," sprach er. „So ein verflixter Kerl wie du is er freilich nit," — dafür aber, setzte er in Gedanken hinzu, hat er seine Wirtschaft fest z'sammg'halten, und Zeit is 's auch, daß er sich wieder nach einer Hausfrau umschaut. Die Seinige liegt ja (man darf nur nit sagen, Gott sei Dank) schon vierzehn Tag unter der Erden, und sich ins Altenstübel zurückzuziehen, daran denkt er noch lang nit.

Der Poisbrunner, der neben dem Steindlbauer saß, sah verstimmt drein und hörte nicht auf, seinem Neffen verstohlen zuzuwinken. Der „Tappschädl" machte kein Glück bei der präsumptiven Braut. Er hatte zwar schon ein paar Liter Wein im Leibe, blinzelte und girrte wie ein Tauber, aber die Broni blieb dabei grad so beredsam wie eine Forelle und hatte ihn noch kein einziges Mal freundlich angesehen. Sie hielt die Augen hartnäckig auf ihren Teller gesenkt, ohne die Speisen zu berühren, die Michl ihr vorlegte. Einmal nur blickte sie flüchtig zum andern Ende des langen Tisches hinüber und begegnete einem Paar Augen, die mit liebevoller Besorgnis auf ihr ruhten, sich aber sogleich abwandten, weil die ihren gar so deutlich gesagt hatten: „Ich bitte dich, sieh mich nicht an!"

Bald darauf schlich sich Seppl unbemerkt aus der Stube.

Viel zu früh, nach der Meinung der meisten Gäste, forderte der Herr Pfarrer die Frau vom Hause auf, die Tafel aufzuheben und sich und der kleinen Broni Ruhe zu gönnen. Aber man fügte sich, da ja bekannt war, daß die Fortsetzung des Festes im Dorfwirtshause stattfinden solle. Die Mutter und die Schwester des Wirtes hielten dort alles für eine Nachfeier bereit, bei der jeder Geladene bis zum goldenen Morgen auf Kosten der Bäuerin essen und trinken konnte, was und so viel ihm beliebte.

Der Poisbrunner und sein Neffe waren die letzten, die, von den Frauen bis ans Haustor geleitet, Abschied nahmen. Der junge Bewerber hielt Broni im Flur zurück, während der Oheim und die Bäuerin vorausgingen.

„Ihr zwei Frau'n," sagte er zu ihr, „werd's jetzt ein'n schwer'n Stand haben. So viel G'sind und kein Herr im Haus."

„Meine Mutter is über ein'n Herrn", war Bronis Antwort. „Und dann is ja der Seppl da."

Der schöne Michl sah den Knecht, der regungslos an der Wand lehnte, über die Achsel an. „Eine Weil kann's ja vielleicht geh'n," sagte er. „Wenn aber die Weil vorbei is, dann b'sinn di nit lang; 's gibt so Leut, die sein aufs Warten nit eing'richt! Das merk dir halt. Ich sag's nur, weil d' jetzt was drein z' red'n hast. Sei g'scheit und merk dir's."

Er ging, nachdem er auch der Bäuerin Lebewohl gesagt hatte. Die trat ins Haus.

Gott, wie öde war es darin, und wie unheimlich still! Ein Mann wie der ihre, der seine Umgebung beständig in Atem erhält, noch in seiner Ohnmacht den Schein der Herrschaft zu wahren weiß, immerfort Rücksicht, Unterordnung, Aufopferung in Anspruch nimmt, hinterläßt eine größere Leere, als die für möglich gehalten hätten, die jahrzehntelang unter seinem Joche keuchten.

Vroni und Seppl waren in den Garten hinausgetreten.

Die Nacht brach an, eine milde, ganz windstille Julinacht; der Himmel war bedeckt, das Gras feucht vom Tau. In der Ferne erglänzte der See stellenweise wie blankes Blei; die Berge ragten schwarz in die Höhe, und ihre bewaldeten Kuppen oder ihre kantigen Felsenspitzen hoben sich kräftig ab von dem durchsichtigen Grau der Luft.

Vroni atmete tief und erleichtert auf. Die Ruhe tat so wohl! Sie hatte sich danach gesehnt, weinen zu dürfen, traurig sein zu dürfen ohne Zeugen. Die Anwesenheit des treuen Menschen, der da schweigend neben ihr herging, ihrem Gärtlein zu, empfand sie durchaus nicht als eine Last; es war ihr ganz recht, daß der bei ihr blieb, sie hatte ihm ja etwas zu sagen.

„Ich möcht dich bitten," begann sie, „daß d' mir noch ein Beet herrichtst. Da will ich Blumen zieh'n, ganz allein für den Vatern sein Grab."

„Gut," sagte Seppl.

„Willst du's gleich tun?"

„Jetzt gleich?" fragte er ganz ernsthaft.

Sie mußte lächeln: „Ach nein. Morgen, wennst so gut sein willst, oder übermorgen. Wennst halt Zeit hast."

„I muß mir eine nehmen. Meine Zeit g'hört ja eh Euch . . ." Er stockte — es stieg ihm glühheiß zu Kopfe. Seine Stimme wurde dumpf; wenn ihn einer an der Gurgel gepackt und gewürgt hätte, würde er in ähnlichem Tone die Worte hervorgebracht haben: „Euch Weibern — Frau'n," verbesserte er sich, „gib ich mei Zeit auch gern. Ein'n Herrn, ein'n andern wie mein'n alten, vertraget ich nit."

Broni war sehr erschrocken über seine Heftigkeit. Was hatte ihn plötzlich so bös gemacht? War er denn jetzt nicht dabei gewesen, wie sie dem Poisbrunner Michl zu verstehen gegeben hatte, daß sie sich den Koglerhof ohne einen Herrn recht gut denken konnte?

„Schau, wie bös d' gleich wirst," entgegnete sie, und auch ihr wurde das Sprechen schwer. „Und ich bin z'fleiß dablieben und hab g'wart, bis alle fort sein, daß ich dir was sagen kann."

„Was denn, Bronerl?" kam es auf einmal so warm und weich von seinen Lippen, als ob er sie einwickeln wollte in lauter Sorgfalt und Zärtlichkeit.

„Das hab ich mir ohnehin denkt, daß du ein'n neu'n Herrn nit vertragen tät'st, und wollt dir sagen: Mach d'r da drüber kein'n Kummer, du kriegst kein'n.

Von mir aus nit. Ich heirat nie, Seppl, ich bleib bei meiner Mutter, bis 's stirbt; vielleicht stirb ich auch vor ihr, wer kann's wissen? Wenn ich's aber überleben müßt, da ginget ich halt in mein Kloster, wo's mir immer so gut g'fallen hat, zu meine guten Schwestern."

„O je!" erwiderte Seppl, „bis dahin werd'n die schon lang tot sein; sein ja alt. — Nein, nein," fügte er mit einem kummervollen Kopfschütteln hinzu, „heirat'n wirst, Kinder krieg'n wirst, wie a Roserl wirst aufblühn; so ein arm's Kritscherl wie jetzt wirst g'wiß nit immer bleib'n."

Sie wunderte sich, daß er so sprach, und dachte doch auch: freilich, wie soll denn er wissen, wie ihr zumute ist. Er weiß es nicht und wird es auch nicht erfahren. Das wird sie nur einem, ihrem höchsten Menschen anvertrauen, und bei ihm Trost und Hilfe finden in ihrer Herzensnot.

„Wir wer'n schon seh'n, was g'schieht," sagte sie mit einem tiefen Aufseufzen, wandte sich und ging ins Haus.

Er folgte ihr mit den Augen und blickte noch steif und starr in der selben Richtung hin, als Vroni längst nicht mehr zu sehen war. Dann raffte er sich plötzlich auf, holte aus dem kleinen Schuppen, in dem die Gartengerätschaften aufbewahrt wurden, Schaufel und Harke herbei und begann die Erde an der Stelle auszuheben, an der das neue Blumenbeet angebracht werden sollte.

Daß 's morgen, wenn's herkommt, ein Uberraschung hat, die arme Kleine, dachte er.

Der Pfarrer und der Kooperator gingen langsam heim. Sie waren beide sehr einsilbig gewesen während ihrer Wanderung. Zu Hause angelangt, geleitete Leo den Greis in sein Zimmer, zu dem großen Lehnstuhl am Fenster, dem einzigen bequemen Sitzmöbel in der Pfarrei. Ermüdet ließ Thalberg sich hineinsinken. Leo mußte sich zu ihm setzen. Man besprach die Ereignisse des Tages und die Zukunft des Koglerhofes.

Von der Straße herüber erscholl wüstes Geschrei und lauter Lärm. Die leidtragenden Freunde des Verblichenen hatten diese eigentümliche Art gewählt, ihre Trauer zu bekunden. Sie johlten, stampften, stritten. Wenn das Schmerz war, was sich so ausschrie, mußte man ihn einen sehr wilden Schmerz nennen.

„Hören Sie, lieber Vater?" fragte Leo. „Die Folgen der Räusche, die sich die Leute im Trauerhaus angetrunken haben, stellen sich ein, aber noch wird lange nicht Einhalt getan. Die Weinräusche sind nur das Vorspiel gewesen; jetzt kommen die Branntweinräusche, und morgen gibt es blutige Köpfe, verrenkte Arme und Beine. Die Wilden dürften es nicht anders treiben bei einer Totenfeier. Was meinen Sie, Hochwürden?"

„Kann dir darauf nicht antworten, mein Kooperator, bin nie unter Wilden gewesen, habe auch nie einen Augenzeugen solcher Festivitäten gesprochen," antwortete der Pfarrer und fügte ernster hinzu: „Aber so gar hoch wie du nehme ich die Trunksucht und Raufluft dieser Leute nicht. Sie folgen der urvorelterlichen Sitte, das heißt

Unsitte. Allerdings denk ich mir oft: Ich bin seit dreißig Jahren hier und habe schon bessere Zeiten erlebt, so liederlich wie jetzt waren meine Schraner noch nie! . . . Oder scheint mir das nur so, weil ich ein alter Mann bin und die Vergangenheit deshalb in freundlicherem Lichte sehe als die Gegenwart? Ich will mich in große Reflexionen nicht einlassen; zuweilen aber, wenn ich eine Zeitung ansehe und von allen den Leidenschaften lese, die sich, eine mit größerer Schamlosigkeit als die andere, durchsetzen wollen und meistens doch Leidenschaften von sehr geringer Natur sind, da kommt mir's vor, als ob von einem ungeheuren Behältnis mit Hefe der Deckel plötzlich weggenommen worden wäre. Was drängt da nicht alles ans Licht! was dampft uns da entgegen! Greulich! . . . Aber — nur heraus! nur ausgären lassen! Auch diese Fermente wären nicht vorhanden, wenn sie nicht notwendig wären . . . Versteh mich recht . . . Nun, wie soll ich dir's erklären?" Er blickte hilflos und ratlos um sich — er errötete: „Ich versteige mich. Das sind Spekulationen von ganz hoher Art — die sollte ich stehen lassen, nicht wahr, mein Kooperator?"

Leo hatte ein niederes Bänklein zum Lehnsessel des Pfarrers gerückt und darauf Platz genommen; er beugte sich über die Hand des Greises, küßte sie und sprach:

„Niemand versteht es, zu beschämen wie Sie."

„Ist das nun ein Kompliment oder ein Vorwurf? Eine Antwort ist's nicht. Ich kenn mich nicht mehr aus bei meinem Kooperator . . . Sprich nicht! Ich bitte dich.

Du scheinst mir ruhiger seit ein paar Tagen . . . sag nicht: Das ist Täuschung . . . sag's um Gotteswillen nicht! . . ."

„Also nur: Gute Nacht, lieber Vater."

„Ja, die wünsch mir. In der letzten hab ich furchtbar geträumt."

Er legte die Rechte auf das gebeugte Haupt Leos und zwang ihn mit sanfter Gewalt, das Gesicht emporzurichten. „Mir war's, als ob ich dich auf einer großen Reise wüßte und in deinem Zimmer auf deine Rückkehr warten würde. Auf einmal fiel mir ein: Er ist vielleicht schon zurück —, und ich hatte nicht den Mut, mich zu überzeugen und mich im Zimmer umzusehen . . . Nicht den Mut! wagte nicht aufzuschauen. — — Das war eine große Pein, denn der Gedanke: Er ist vielleicht da, hielt nicht Stich, wechselte immer mit dem: Er ist fort und kommt nicht wieder! Ein törichter Traum. Wirklich, während ich ihn träumte, dachte ich: Ein törichter Traum! und bin doch aufgewacht in Angstschweiß gebadet, meiner Seel!"

Er sah dem Kooperator liebreich ins verstörte Gesicht: „Ich tu dir weh, weil ich dir unrecht tu, und möchte dir doch nicht unrecht tun, nicht einmal im Traume. Wenn's geschieht, geschieht's gegen meinen Willen. Mach dir nichts draus!"

Leos Haupt hatte sich wieder tief gebeugt: „Segnen Sie mich, mein Vater," sprach er leise

Thalberg legte ihm beide Hände auf den Scheitel:

„Jeder meiner Gedanken an dich, mein Sohn, ist ein Segen und ein Gebet.“

Der Kooperator begab sich auf sein Zimmer, zündete die Lampe an, setzte sich zum Tische, zog die Lade heraus und entnahm ihr einen großen, halb beschriebenen Bogen, den er vor sich hinlegte und zu überlesen begann. Es war der Entwurf eines Briefes, den er am Tage seiner Flucht für den Konsistorialrat zu hinterlassen gedachte. Alle Gründe, die ihn veranlaßten, den heiligsten Schwur zu brechen, die heiligste Pflicht zu verletzen und seinen Posten zu verlassen, wollte er darin genau dartun. Er wollte auch die tiefe Reue über seine Predigt vom vorigen Sonntag aussprechen.

„Ich hatte alle Selbstbeherrschung verloren,“ schrieb er, „alle Selbsterkenntnis; ich hielt mich für den einzigen Gerechten unter lauter Sündern. Das krasse Mittel wirkte, Sie selbst haben es gebilligt. Ich aber kann und will es nie wieder anwenden, nie wieder drohen, die Zuchtrute nicht schwingen. Aber ohne das bin ich diesen Menschen gegenüber ohnmächtig. Wie viele Zweifel bedrängen mich! Wie selten stimmt, was ich lehren muß, mit meiner Überzeugung überein! Dennoch weiß ich, damit würde ich am Ende fertig. Die furchtbare Frage nach dem Wie? darf nicht gestellt werden, wenn ich nur wüßte: du kannst nützen, du kannst Gutes wirken.“

An einer andern Stelle hieß es:

„Ich flüchte in die Welt hinaus, wie einst die Büßer in die Wüste flüchteten, und eine Wüste wird die Welt

mir sein. — Ganz fremd, wie Sie vielleicht glauben, ist sie mir nicht; ich habe in ihr gelebt, mich unsagbar leichten Herzens von ihr abgewandt und ihrer nie wieder auch nur mit einem Schatten von Sehnsucht gedacht. Mein Beruf ist der des Priesters. Kann ich ihn nicht erfüllen, dann stürzt mir alles zusammen. ‚Berufen' sagten Sie? Ja, ja! Aber — das fühle ich jetzt: nicht auserwählt, und das ist entsetzlich . . .

„Ich hoffe auf Verständnis — ich flehe Sie an, verdammen Sie mich nicht; wenn Sie ein Kämpfer gewesen sind, bevor Sie ein Sieger wurden: haben Sie mit mir Mitleid und Erbarmen."

Er schob den Bogen in die Lade zurück und versuchte, an seinen alten Freund zu schreiben.

„Sie werden sich in das Unabänderliche fügen," begann er. „Sie haben es immer getan und daraus Ihren goldenen Frieden geschöpft. Lieber, Verehrter . . ." Er kam nicht weiter. Tränen stürzten ihm aus den Augen, ein lautes Schluchzen brach aus seiner Brust; er legte die verschränkten Arme auf den Tisch und das Gesicht auf die Arme. Nach so vielen durchwachten Nächten, durchquälten Tagen überwältigte ihn die Müdigkeit; er verfiel in einen traumhaften Zustand.

Ihm war, als sei er schon geschieden, als habe er den größten Schmerz, den des Losreißens von einem Vaterherzen, schon überstanden, und vor ihm breite sich nun, leer und kalt und unermeßlich, das Unbekannte — die Zukunft aus. Wie wird sie sich gestalten?

Er will dienen, ein Arbeiter unter Arbeitern sein wie jener wackere Priester, der sich nicht daran genügen ließ, von dem Elend der Mühseligen zu hören und zu lesen, der es geteilt hat und unerkannt geblieben ist. Sollte er nicht so glücklich sein wie jener, sollte ihm Gefahr drohen, erkannt zu werden, wird er fliehen, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, zuletzt vielleicht in einen andern Weltteil, in die großartigste Natur . . . an das brausende Meer, in Wälder, Landschaften von unerhörter, seltsamer Schönheit. Sie zogen an ihm vorüber, und Gebilde, lieblich und ungeheuerlich, bevölkerten sie, entstanden aus Tautropfen, wuchsen, platzten wie Seifenblasen eine um die andere — plötzlich in großer Menge ein ganzes Gewühl — zuletzt nichts mehr, alles eintönig und ruhig — himmlisch ruhig. Alle Stimmen der Erde, der Luft, des Meeres verstummten, — er schlief.

Plötzlich fuhr er auf. Er hatte lange geschlafen. Die alte Turmuhr hob schnarrend aus und zeigte die dritte Morgenstunde an. In anderthalb Stunden geht die Sonne auf. Leo gedachte den prachtvollen Anblick noch einmal von einer hohen Warte, von dem Berge aus zu genießen, auf dessen Abhang der Buchenwald lag.

Er nahm seinen Hut, warf seinen Mantel um und trat sachte aus dem Zimmer, um Thalberg nicht zu wecken. Sein erster Blick fiel auf die Tür der Stube, in der sein alter Freund schlief, und er fragte sich: Wie willst du da vorüberkommen am Tage deiner Flucht? Wirst du es vermögen? Er machte die Qualen im vor-

aus durch, die ihn erwarteten — wenn er's tat, wenn er das Verbrechen beging, den Greis zu verlassen.

Im Wirtshaus ging's noch laut und wüst zu. Der Lärm störte die Vögel des Pfarrers im Schlaf. Einige schüttelten sich und schlugen mit den Flügeln, andere erhoben ein schwaches Gepiepe. Dann war im Zimmer alles wieder still.

Leo stand regungslos; er bildete sich ein, die ruhigen, tiefen Atemzüge des Greises zu vernehmen. Er horchte eine Weile und schlich dann sachte hinaus, über die Treppe, vorsichtig an der Küche vorbei (Frau Sperber hatte einen leisen Schlaf), durch den Eingang ins Gärtlein, und war im Freien.

Die Landschaft lag noch im Schatten. Aus dem See stieg ein weißlicher Rauch in die kühle, leicht bewegte Luft. Am Himmel stand, über der felsigen Sängerwand, der Mond in silbernem Glanze, und neben ihm funkelte hell und herrlich der Morgenstern.

Leo schritt über die feuchte Wiese, durch das tauschwere Gras, dem Fußpfade zu, der zum Walde führte.

Als er diesen Weg gegangen war nach seinem ersten Erwachen im Pfarrhause, hatte ihn, den bisherigen Bewohner des Flachlandes, ein berauschendes Entzücken ergriffen. Er hatte sich gesagt: Es gibt keinen Schmerz, kein Leiden, keine Traurigkeit mehr, die mich besiegen könnten. Ich öffne die Augen und bin glücklich. Meine Seele hat ihre Heimat gefunden; der Gott des Schönen, das ist der Gott der Güte und der Wahrheit, offen-

bart sich mir bei jedem Blick in diese holde und hehre Bergeswelt.

Unweit vom Dorfe zog sich der lange, schmale Friedhof beinahe bis an den Waldesrand. Leo betrat ihn und wandelte langsam zwischen den Gräbern umher. Auf wie vielen der dunkeln, morschen Holzkreuze, die zu Häupten der kleinen Hügel standen, war die Schrift schon gänzlich ausgelöscht vom Regen und vom Schnee; von wie vielen war nur die Hälfte übrig; wer wußte noch von denen, die einst vielleicht mit großer Liebe dieses geborstene Kreuz aufgestellt hatten? Ebenso vergessen lagen auch die hier, deren Namen auf steinerne Denkmäler, die jetzt an der Kirchhofmauer lehnten, „für immer" und „zu ewiger Erinnerung" eingemeißelt worden waren.

An den zu klein gewordenen Friedhof hatte man erst kürzlich einen neuen Teil hinzugefügt. Als Leo dort anlangte, glaubte er an dem gestern geschlossenen Grabe die im Zwielicht und im wallenden Nebel undeutlichen Umrisse einer knieenden Gestalt zu sehen. Er näherte sich ihr, sie erhob sich zu ihrer vollen Höhe, und er erkannte die Koglerbäuerin.

„Kommen Sie auch für ihn beten, Hochwürden?" sprach das Weib. „Das is schön von Ihnen. Mich —" fuhr sie nach kurzem Schweigen und als ob sie ihr Hiersein entschuldigen müßte, fort, „mich hat's oben nit g'litt'n, 's is gar so still bei uns. Sie werden 's nit glauben, Hochwürden, aber das G'schrei und Getu von

dem Mann geht mir völlig ab. Und — muß er ein'm nit erbarmen? Da hat er zum erstenmal seit vierundzwanzig Jahr allein schlafen müss'n und unter lauter Tote . . . Mein armer Ambros! — Um so viel hast dich g'sorgt in dein'm Leben und bist jetzt so still. So viel Platz hast eing'nommen in der Welt und liegst jetzt so klein beisamm da."

„In Frieden und erlöst von allen Leiden," sprach Leo, „gönnt ihm seine tiefe Todesruhe. Und Ihr, die Ihr noch mitten im Leben steht, habt Seelenruhe. Ihr sollt und dürft sie haben, Euer gutes Bewußtsein gibt sie Euch und wird sie Euch erhalten." Er wandte sich zum Gehen.

Aber die Bäuerin bat: „Hochwürden, noch ein Wort: Wie ich Sie g'sehn hab daherkommen, hab ich mir denkt, Ihnen schickt Gott, daß Sie sich an dem Grab den Dank abhol'n, den ich Ihnen hab bringen woll'n. Ich hab Seelenruh, sag'ns, ja, ja! Ich kann hier knie'n und beten, ich kann hier steh'n und kann zu dem Mann unter der Erd sagen: Alles Böse, das wir einander antan haben, — is vergessen! B'sinnens Ihnen noch, Hochwürden? — Nit nur verziehn, vergessen. Ich hab kein Vorwurf gegen dich, du hast kein geg'n mich am Herzen, wenn wir uns drüben im ewigen Leben wiederfinden."

Sie erhob die gesenkten Augen zu dem Priester, der ihr im fahlen Dämmerlichte noch bleicher erschien als sonst. „Und daß ich an dem Grab so beten und so steh'n kann, daß ich von G'wissensbissen nit g'foltert werd bis

an mein End, daß ich ruhig leb'n und, wenn Gott mich ruft, ruhig sterb'n kann, dafür hab ich Ihnen z' danken, Hochwürden, das is Ihr Verdienst. Sie hab'n schon viel Gut's in der Welt tan, an mir aber das Beste. Mich hab'ns erlöst, mir hab'ns das zeitliche und das ewige Heil bracht, und dafür werd ich Ihnen all mein Lebtag segnen!"

„Es ist großmütig von Euch, daß Ihr so zu mir sprecht, Bäuerin," erwiderte Leo, „aber ich bin überzeugt, daß Ihr auch ohne meine Fürsprache Mitleid und Nachsicht mit Euerm Kranken gehabt hättet, und daß er versöhnt von Euch geschieden wäre."

„Glaub'n S' das nit, Hochwürden! Wie's ausg'schaut hat in mir, eh Sie mich zurechtg'wiesen hab'n, und wie nachher, das weiß niemand wie ich alleinig." Sie schwieg, sie überließ sich ihren Gedanken.

Ein leiser Wind hatte sich erhoben, strich kühl über die Nadelwälder und erfüllte die Luft mit würzigen Düften; die Nebel wurden dünner und durchsichtiger. Im Osten begann der Himmel sich zu lichten.

„Mir is schon oft vorkommen," nahm die Bäuerin wieder das Wort, „daß 's Menschen gibt, die eine Macht hab'n über andre. Die ein'n wenden's zum Bösen, die andern wenden's zum Guten an. Die machen ein'm besser, wenn's mit ein'm umgeh'n. Zu die Menschen g'hör'n Sie, Hochwürden."

„Wenn das so wäre! Wenn das so wäre!" murmelte Leo.

Sie sah ihn groß und mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens an.

„Was sagen's, Hochwürden? Wenn das so wäre, sagen's? Is 's möglich, Hochwürden, daß S' das nit wiss'n? Haben's denn nit das G'fühl dervon?"

„Wahrlich nein!" rief er schmerzlich aus. „Wenn ich es haben könnte, was wäre das für mich! Versöhnung! Erlösung! Gepriesen die Zweifelsqualen, die in einem erhebenden Bewußtsein ihr Ende finden! Hochgelobt das Ringen, das mich zerfleischt, wenn es zum Erringen führt. Macht haben über die Gemüter und sie ausüben zum Besten der Menschen . . . wenn mir das zuteil werden könnte . . ." Er hielt inne und richtete seine Augen fest auf die Bäuerin: „Ihr sagt, daß mir Macht gegeben ist über die Gemüter?"

„Das sag ich, ja."

„Beweisen," sprach er gepreßt. „Beweist es, Bäuerin."

Rasch und fest entschlossen erwiderte sie: „Verlang'n Sie, was Sie woll'n. Ich tu's."

„Versprecht's nicht zu früh," sagte er sanft. „Es wird Euch schwer fallen, zu tun, was ich von Euch verlange. Ihr würdet etwas überwinden müssen, das ich manchmal an Euch getadelt und manchmal an Euch bewundert habe — Euern Stolz."

„Mein'n Stolz? Das wär ja gut, wenn ich den überwinden müßt."

„Es wäre gut und würde das Glück Eures Kindes

begründen. Wollt Ihr zwei Menschen glücklich machen, Bäuerin? — Gebt die Broni dem Seppl zur Frau!"

Sie fuhr zusammen, sie warf den Kopf zurück, ein spöttisches Lächeln kräuselte ihre Lippen: „Wenn wir nicht auf'n Friedhof stehn tät'n, ich möcht glauben, daß Sie spaßen, Hochwürden. Die Koglertochter und ein Knecht?"

„Ihr habt ihn längst über die Knechte gestellt . . . Wenn Ihr nicht seht, wie die Broni ihr Herz an ihn gehängt hat, so ist's der Stolz, der Euch blind macht. Was habt Ihr gegen den Seppl einzuwenden? Daß er kein Bauerssohn ist, der wahrscheinlich mit der Schwiegermutter nicht viel Umstände machen und ungeduldig darauf warten würde, daß sie ihm den Platz räumt?"

„Wär schon möglich."

„Seid aufrichtig, bekennt selbst, daß Ihr den Seppl kaum mehr entbehren könnt, und daß ihn niemand zu ersetzen vermöchte auf dem Koglerhof. Wer versteht die Wirtschaft, die dort geführt werden muß, wie er? Wer kann Euch, die Ihr die Herrin bleibt, eifriger an die Hand gehen als er? Wer würde Euch höher in Ehren halten als er? Einen treueren Menschen gibt's nicht. Wenn Ihr ihm heute den Dienst kündigt, geht er so arm, wie er gekommen ist. Gebt ihm die Broni. Ihr bereitet dem Kind ein glückliches Leben, Euch ein zufriedenes Alter und dem Koglerhof ein schönes Weiterblühen."

„Das kann kein Mensch voraussag'n. Der beste Knecht, heißt's immer, wird der schlecht'ste Herr."

„Der Seppl wird eine Ausnahme machen. Dem liegt gar viel daran, zu den Ausnahmen zu gehören."

Die Bäuerin preßte ihr Taschentuch an die Stirn. „Nur das wenn Sie nicht von mir verlang'n möcht'n, Hochwürden!" sagte sie und begann erst nach längerem Besinnen wieder: „Daß die Broni anfangt, ihn gern z' hab'n is mir selber schon vorkommen. Ich hab aber nix drauf geb'n. So was vergeht am eh'sten, wenn niemand nix dergleichen tut. Übers Jahr is s' g'wiß verheirat' — die Erbin vom Koglerhof braucht nur aussuch'n — und dann fangt ohnehin der Ernst an, und mit die Kinderei'n, die sie sich als ein junges Dirndl in'n Kopf g'setzt hat, is's aus."

„Der Ernst fangt an," wiederholte Leo, „aber das Glück hört auf. Muß das sein? Gebt sie dem Seppl zur Frau, dann bleiben der Ernst und das Glück beisammen."

„Sie halt'n viel auf den Seppl," sprach die Bäuerin nach einer abermaligen Pause, „und ich mein auch, so lang Sie auf ihn schau'n und ihm sag'n: ich bin gut g'standen für dich, wird er sich nix zu Schulden kommen lass'n. Aber wie lang können's das noch tun, Hochwürden? Ich fürcht immer, Sie wer'n nit alt am Dorf."

Sie sah ihn an und ihr schauderte. Was sie da gesprochen hatte, reute sie wie eine schwere Sünde. Zu wahr! wenn etwas gar zu wahr ist, soll's nicht ausgesprochen werden. Er wird am Dorf nit alt, wiederholte sie sich, und überhaupt nit alt. Er wird jung

sterben, zu Grund geh'n am Leben, am Kummer über die elenden Menschen. Ein tiefes, ehrfurchtsvolles Mitleid mit ihm ergriff sie; eine große, begeisterte und zugleich beschützende Liebe zu dem Fremden und Einsamen, der ihr gegenüber die Sache ihres Kindes führte, der das Schicksal der andern zu dem seinen machte.

Ist nicht alles richtig, was er sagt? fragte sie sich und mußte antworten: Alles! — Aber sie blickte zu dem Grabe nieder und murmelte leise: „Der Mann dort unten hätt's nie zugeben."

„Der Mann weiß von irdischen Leidenschaften nichts mehr," erwiderte Leo gedankenvoll. — „Überwunden! — sein Unrecht, seine Irrtümer, seine Leiden . . . Daß er im Sterben das Glück des Friedens kennen gelernt hat, daran denkt immer, Bäuerin, und dankt für diesen Segen, indem Ihr Euer Kind schon im Leben ein stilles und friedliches Glück finden laßt."

Sie zögerte noch: „Ich b'sinn mich lang," sprach sie, ihr mühsames Ringen entschuldigend, „mir is halt nie eing'fall'n, daß so was möglich wär . . . Ich geb mein Wort so schwer, weil ich mein Wort halt . . . und daß ich das versprech'n werd — unserm Herrgott hätt ich's nit glaubt, wenn er mir's vorausg'sagt hätt! . . . Aber Sie wollen's, und was Sie woll'n, Hochwürden, kann nur's Beste sein. Und so sag ich: Ja!" Sie streckte ihm die Rechte mit einer großartigen Bewegung entgegen: „Da haben's meine Hand drauf."

Die reine Seligkeit, die sich in seinen Zügen malte,

dankte ihr. Stillbeglückt hatte er ihre Worte getrunken wie frische Lebensluft und innerlichst aufatmend vor sich hingeschaut.

Jetzt griff er mit beiden Händen nach ihrer dargereichten Hand: „Ich fasse sie wie die Hand einer Mutter," sprach er. „So viel Vertrauen, Bäuerin! . . . und ich . . . Ihr sollt es wissen — Vertrauen für Vertrauen. Ich trug mich all die Tage mit dem Gedanken an Flucht, an feige, pflichtvergessene Flucht, von meinem Posten, von meinem alten, väterlichen Freunde, von euch allen — Ja, ja!" seine Stimme wurde laut und herb, „ich wollte entfliehen."

Sie stieß einen Schrei des Entsetzens aus: „Das kann nit sein . . . Ein'n solchen Gedanken hätten's nie ausg'führt!"

Er senkte die Augen vor dem schmerzlichen Blick, den sie auf ihm ruhen ließ.

„Ich bin nur ein einfach's Weib," nahm die Bäuerin wieder das Wort „aber ich glaub doch, ich hab Ihnen oft ins Herz g'schaut. Die Schlechtigkeit der Leut macht Sie verzagt. — Hochwürden, ich hab auch mit viel Leut z' tun und is allerlei G'sindel drunter. Die Wirtschaft geht aber doch fort und am End vom Jahr merkt m'r, daß der Nixnutzigste sein Biss'l mitg'holfen hat beim Antauchen, auf gute oder auf schlechte Art, mit sein'n Will'n oder geg'n sein'n Will'n."

„So ist es, und Ihr habt recht."

„Denken's auch an die Kinder. Unser Herr Pfarrer

is zu gut mit ihnen. Sie haben freilich an ein'm Kind eine traurige Erfahrung g'macht, Herr Kooperator, dafür können's an zwanzig andern gute Erfahrungen mach'n."

„Hoch gegriffen, Bäuerin," sagte Leo mit einem ernsten Lächeln. Aber er dachte an die Schule in Öls, an kleine, blonde Köpfe, die sich in tiefem Schuldbewußtsein geneigt hatten, an treuherzige Augen, die ihn in so aufrichtiger Beschämung angeguckt hatten, an ein armes, tränenüberströmtes Gesichtchen . . .

Ein breiter, blasser Lichtstreifen zeigte sich am Himmel, sein Widerschein erhellte das Antlitz des Priesters. Sein Kampf war ausgekämpft. Ja denn! trösten, helfen, bessern. Hier leben und sterben, ungekannt, ungenannt, im bergenden Schatten, in dem allein sein ganzes Wesen sich entfalten kann. Ein stiller Hüter an einer der unzähligen Quellen, aus denen Heil und Unheil in die Welt fließt.

„Habt Dank, Bäuerin, habt Dank! und auf Wiedersehen," sprach er nach einem bewegten Schweigen.

„Noch vor der Verlobung, Hochwürden, 's kommt mir völlig wie ein Wunder vor," versetzte sie in feierlichem Tone. „Was Sie für die Broni bei mir durchg'setzt haben, soll'n Sie ihr sag'n, Sie selber. Die Freud spar ich Ihnen auf."

Leo nahm Abschied und schritt dem Ausgang des Friedhofes zu. Sieghaft brach die Tageshelle herein. Der Mond glich jetzt einem durchsichtigen Wölkchen; der Morgenstern funkelte nicht mehr, aber er leuchtete noch.

Fräulein Susannens Weihnachtsabend.

Fräulein Susette, oder wie sie sich lieber nennt, Susanne, spazierte am Weihnachtsabend munter in ihrem Zimmer hin und her. Sie hatte viele Leute beschenkt, versetzte sich nun im Geiste zu dem und jenem der angenehm Überraschten und befand sich da sehr behaglich. Ihre zu kleinen, aber flinken und geschickten Hände schlugen gleichsam den Takt zu der Freudenmusik in ihrem Innern, indem sie die beinernen Nadeln der Strickerei rasch und gleichmäßig klappern ließen.

Anderen Vergnügen machen, ist ein Vergnügen für jeden natürlich gearteten Menschen, dachte sie, für mich aber, die so spät dazu kam, ein berauschendes Glück. — Wenn einem die Eltern mißraten sind, wenn man ein langes Dasein der freudlosen Pflichterfüllung, der Unterwürfigkeit und Entbehrung hinter sich hat und erwacht eines Morgens selbständig, frei, wohlhabend, gar nicht mehr jung, aber mit einem ungehobenen Schatz an Heiterkeit im Herzen, ist das nicht zum Übermütigwerden? Fräulein Susanne wurde denn auch übermütig und machte ausschweifenden Gebrauch von ihrer Unabhängigkeit und von ihrem Reichtum.

Sie hatte viele Jahre mit ihrer begüterten, aber vom Geizteufel besessenen Großmutter in einer armen Leuten abgemieteten Dachkammer gelebt. Wie gelebt! Als geduldige und mißhandelte Magd. Dennoch vergoß sie am Sterbebette ihrer Tyrannin ehrliche Tränen.

Nach dem Tode der alten Frau befand sich Susanne, deren einziges Enkelkind, im Besitze eines nach ihrer Auffassung großen Vermögens. Die Erbin bezog nun eine hübsche, aus drei Zimmern und einer Küche bestehende Wohnung im vierten Stock eines stattlichen Hauses in der Göttweihergasse. Sie nahm ein Dienstmädchen auf, ging oft spazieren und stieg, wenn sie müde wurde, in einen Stellwagen, ohne weiteres — wie eine Prinzessin.

Der Luxus jedoch, den sie am maßlosesten betrieb, war der Verschenk-Luxus. Ihm ergab sie sich immer, besonders aber um die gebenedeite Weihnachtszeit. Ein solcher Christabend, an dem Susanne auf- und abpendelte in ihrer guten Stube — sorgfältig vermeidend, den Rand des kleinen, unter dem Tische liegenden Teppichs zu betreten, um ihn nicht abzunützen, und an alle die Menschen dachte, denen sie eine Freude bereitet hatte, ein solcher Christabend . . . niemand vermag seine stillen Entzückungen zu schildern. Susanne wußte nur eins: sich von den Hochgefühlen, die sie jetzt beseelen, immerwährend beseelt denken, und sie hat eine Vorstellung dessen, was himmlische Seligkeit ist.

Auf einmal blieb das Fräulein stehen und horchte.

Durch die Wand, aus der Wohnung nebenan, war das Gekreische jubelnder Stimmen herübergedrungen. Haha, die Kunzelkinder! Nur zu! Dieser Jubel macht ihr kein geringes Vergnügen, denn sie ist dessen Urheberin. Sie hat den Christbaum gekauft und geschmückt, der jetzt solchen Beifallssturm erweckt. Ohne sie hätten die Nachbarn einen traurigen Weihnachtsabend gehabt. Sie war kürzlich dem Haupte der Familie, dem Herrn Kürschnermeister Kunzel und seinem ältesten Sprößling, dem siebenjährigen Toni, auf der Treppe begegnet und hatte zu dem Kinde gesagt: „Nun, Toni, freust du dich auf den Christbaum?“ worauf der Junge seine kleinen, tiefliegenden Augen gesenkt, die Unterlippe vorgeschoben und etwas Unverständliches gemurmelt, der Kürschnermeister jedoch mit einer weit ausholenden Schwenkung des Hutes und ehrfürchtiger Verbeugung geantwortet hatte: „Ach nein, gnädigstes Fräulein, heuer hält sich das Christkinderl bei uns nicht auf . . . Es wird . . . es hat . . .“ Er stockte, fuhr langsam mit seiner breiten Hand über den Kopf und setzte verlegen hinzu: „Es muß sparen . . . auf eine neue Wiege — mit Zubehör . . . die alte tut's durchaus nicht mehr . . .“

„Mein Gott, das Sechste, und ich habe schon das Vierte und das Fünfte aus der Taufe gehoben!“ sagte Susanne zu sich selbst und zu Herrn Kunzel sagte sie nichts, sondern ging stumm und unaufhaltsam ihrer Wege, was sie später sehr bereute. Wenn man auch keineswegs gesonnen ist, bei Nummer Sechs Taufpatenstelle

zu vertreten, läuft man doch nicht mit unanständiger Eile davon, weil einem dessen bevorstehende Ankunft angezeigt wird. Das Schlimme, ja das Abscheuliche dabei ist, daß Susanne um die Gunst, die sie eben in Gedanken verweigerte, niemals gebeten worden war, sie vielmehr selbst angeboten und sogar nach der Geburt von Nummer fünf aufgedrungen, als sie gehört hatte: die Kürschnersleute finden keine Taufpatin für ihre Jüngste.

Wie überrascht waren sie gewesen, da Susanne im Augenblick der größten Verlegenheit als rettender Engel erschien, aber auch, wie ehrlich beschämt! Der Mann ganz rot, und die Frau ganz blaß, hatten zuerst an das großmütige Anerbieten kaum glauben können. Sie hatten einander bestürzt angesehen und gemurmelt: „Nein, Mutter . . . das wäre zu viel." — „Nein, Vater, das gibt's nicht . . ."

Und einmal wieder hatte Susanne, was „zu viel" ist und „was es nicht gibt", getan und einmal wieder in den auserlesensten Hochgefühlen geschwelgt und sich in eine neue Gelegenheit zu fortwährenden Opfern hineingestürzt mit Mutius Scävolaischer Begeisterung.

Das der wirkliche Sachverhalt, bei dem sich die Noblesse des braven Ehepaares so deutlich geoffenbart, und aus dem Susanne so wenig gelernt hatte, daß sie entfloh, wie vor einer Gefahr, vor der Aussicht auf ein neues Kunzelchen.

„Welche Abgründe im Menschenherzen, sogar in einem ganz leidlichen!" klagte sie. „Stille, schwarze

Wässerchen, verborgene Miserabilitätsadern in einem scheinbar gesunden Organismus."

Susanne hatte viel gelitten durch die Erinnerung an ihr schnödes Benehmen gegen Herrn Kunzel, und das Gejauchze seiner Kinder, das sie jetzt vernahm, wirkte unsagbar heilend auf ihre Seelenwunde. Gar lebhaft und innig regte sich in dem Fräulein der Wunsch, ein bißchen hinüber zu gehen zu den guten Leutchen, um persönlich an ihrer Freude teilzunehmen.

Aber der Respekt der Einsamen vor der Familie, die man an einem Tage, wie der heutige, in ihrem friedlichen Beisammensein nicht stören darf, hielt sie davon ab, und so fuhr sie fort, ihre Besuche vergnügt in Gedanken abzustatten.

Sie flog in die Brigittenau zu ihrer Wäscherin und von da zu dem Buchbinder Hasse in Lerchenfeld, in die Kumpfgasse zur alten Blumenresel, zu lauter wackeren, schwer ringenden Menschen, die heute aufatmen — Susanne hat sie von ihren drückenden Sorgen befreit. Von der Kumpfgasse begibt sich das Fräulein nach der Freiung; sie tut es ein wenig zögernd.

Ach — es kann nicht anders sein! . . . Wenn sie von Leuten kommt, die sich eine Ehre aus ihr machen — jetzt naht sie einer Wohnung, die auch nur im Geiste zu betreten, eitel Ehre für sie ist, denn in dieser Wohnung residiert ihr Vetter Joseph, der Herr Hofrat. Ein Pracht- und Mustermensch, der Vetter Hofrat, angebetet von seinen Untergebenen, hochgeschätzt von seinen Vorgesetzten,

ein Beamter mit großer Zukunft. Und was für ein Ehemann! Die Ritterlichkeit, die Liebe selbst. Verehrter Joseph! . . . Ja, was für ein Ehemann! Was für ein Vater und — Susanne darf sagen — was für ein Vetter!

Musterhaft schon von jeher, hatte Joseph aus reinem Pflichtgefühl die Großtante manchmal in ihrer Dachkammer besucht und auf Susanne einen Eindruck gemacht, dessen Tiefe sie erst ermaß, als sie hörte: der Vetter heiratet ein schönes, sehr reiches Fräulein.

Sie erschrak tötlich über diese Nachricht und dann über ihr Erschrecken. Hatte sie denn auf ihn gehofft, den Hohen, Einzigen? — Niemals! Mit Seelenstärke überwand sie ihren unberechtigten Schmerz; sie begeisterte sich sogar für die Frau ihres Herrn Vetters und fuhr fort, ihn zu bewundern. Seine glänzende Heirat machte ihn nicht hochmütig, er blieb immer gleich huldvoll gegen die arme Susanne.

In ihren schwersten Tagen — nie wird sie es ihm vergessen — wenn sie ihn auf der Straße traf und wegen ihres in der Auflösung begriffenen Fähnchens und ihres ärmlichen alten Umhängetuches vor Beschämung am liebsten zu einem Schatten auf dem Trottoir zerflossen wäre — hatte er sie nie verleugnet. Im Gegenteil, er hatte sie immer gar freundlich gegrüßt mit zwei Fingern der schwedisch behandschuhten Rechten, die er eigens zu diesem Zwecke, sogar im Winter, aus der Tasche des kostbaren Paletots gezogen, manchmal auch: „Gu'n Morgen, Sette," dazu gesagt . . .

„Gu'n Morgen, Sette!" . . . Wie lange, wie süß hatte es immer in ihr nachgehallt und sie mit einem Klange umschmeichelt, für den sie nur eine richtige Bezeichnung fand — einem balsamischen Klange.

Jetzt, zu Geld und Gut gekommen, zeigte Susanne sich dankbar, indem sie jede Gelegenheit ergriff, ihrem Vetter oder einem der Seinen eine Aufmerksamkeit zu erweisen, und mit den Christgeschenken trieb sie es großmütiger von Jahr zu Jahr. Ihr Budget wurde dadurch sehr beschwert — aber ihre Seele bekam Flügel.

Und — noch mehr . . .

Mit den Wonnen des heutigen Tages erschöpfte das Glück sich noch nicht. Es brachte eine Fortsetzung — einen unaussprechlich lieben Besuch. Morgen, Susanne darf darauf rechnen, nach der heiligen Messe, wird der Vetter weihrauchduftend erscheinen, in Begleitung seiner imponierend schönen Frau, seines lieben fünfzehnjährigen Sohnes und seiner kleinen Tochter. Sein mächtiges, glatt rasiertes Gesicht wird von dem Lichte würdevollen Wohlwollens erhellt sein, und er wird sagen: „Wirklich, Sette, zu viel, wir bitten . . ."

Die schöne Base jedoch wird ihm ins Wort fallen — spöttisch lachend, wie sie pflegt, wahrscheinlich weil es ihr so reizend steht: „Nein, wie die gute Susette nur jedesmal errät, was wir uns am meisten wünschen! Wie sie das nur anfängt, die gute Susette!"

Eine große Verwirrung wird sich des Fräuleins bemächtigen. Sollte die Kammerjungfer das geheime Ein-

verständnis, in dem sie sich befinden, verraten haben? — Aber nein, das wäre zu schlecht, solche Schlechtigkeit kann nicht vorkommen in der Nähe dieser Menschen. Damit wird sie sich trösten; es werden noch einige Reden gewechselt werden, und dann wird Joseph aufstehen und sprechen: „Wir sind auch gekommen, um dir glückliche Feiertage und ein glückliches neues Jahr zu wünschen, Sette. Kinder, gratuliert der Tante!"

Die wohlerzogenen, artigen Kinder werden sogleich die Absicht an den Tag legen, ihr die Hände zu küssen, was sie natürlich nicht zugeben wird. Und die schöne Cousine wird — abermals mit ihrem reizend spöttischen Lächeln, ihre Wange der Wange Susannens bis auf einen Zentimeter nähern und dabei die Luft küssen . . . Und dann werden sie gehen, und Susanne wird sie bis an die Haustür begleiten, ins Zimmer zurückeilen, die Arme ausbreiten und rufen:

„Sie waren da! Sie waren da!" und Rosi, die verdienstvolle Magd, wird ihre Zustimmung kundgeben.

„No jo. Dos sind holt Herrschoften. Do hoben 's Fräul'n auch amol an B'such von Herrschoften kriegt und nit immer nur von so Leut, die wos wolln. No jo!"

Ach, der Vorgenuß und der Nachgenuß, das sind die rechten. Der Augenblick selbst hat etwas Überwältigendes . . . Schon das gewisse Würgen im Halse, das sich einstellt, wenn um zwölf die Glocke ertönt . . .

Hilf Gott! just als sie es denkt, da läutet's. Was bedeutet das? Wem kann es nur einfallen, daher zu

kommen am Weihnachtsabend? Rosi erwartet allerdings ihre Schwestern, aber die klingeln nicht, die klopfen.

Etwas Unheimliches ist's zum Glücke nicht, das Fräulein hört die Dienerin auf dem Gange sehr heiter sprechen und nun tritt die schmunzelnd ein und sagt:

„Eine Visit soll ich anmelden. No, Tonerl, is's g'fällig?"

Es ist gefällig; der Angerufene, Toni Kunzel, erscheint. Mit ernster, geschäftsmäßiger Miene, den großen, lichtblonden Kopf vorgebeugt, kommt er daher, nähert sich dem Tische und legt drei Pakete von verschiedener Größe auf ihn hin. Zu grüßen hat er vergessen vor lauter Wichtigkeit. Er wickelt das Mitgebrachte schweigend aus den vielen, nicht eben blanken Papieren, in die es eingehüllt ist, knüllt jedes extra zusammen und steckt es in die rückwärtige Tasche seines grünen Jäckchens, das zuletzt wegragt wie ein Pfauenschwanz.

Nach und nach sind zum Vorschein gekommen: eine vergoldete Nuß, ein roter Apfel und ein lebzeltener Husar, mit einem von kleinen Zähnen etwas angenagten Federbusch. Toni legt alles schön nebeneinander, ändert die Reihenfolge einigemal, bis sie ihm recht ist und der Husar zuerst und die Nuß zuletzt kommt. Dann fährt er mit dem Rücken der Hand an dieser Darbringung, sie gleichsam unterstreichend, vorbei und sagt:

„So, Fräul'n. Nimm Sie sich das. Weil heut Christabend is. Daß Sie auch was hat —" und sieht sie dabei so kapabel und überlegen an, aus unsagbar

treuherzigen und unschuldigen Augen, und wartet siegessicher auf die Äußerung des Beifalls, den seine Großmut erwecken muß.

„O, du Toni!" will Susanne ausrufen, aber mitten im Satze kippt ihre Stimme um; es schießt ihr heiß in die Augen, und ihr Näschen rötet sich. Sie nimmt den edlen Spender beim Kopf und drückt einen Kuß auf seinen Scheitel, und Toni, offenbar ungemein geschmeichelt und gerührt, packt ihre kleine Rechte und küßt sie zärtlich. Dann läßt er noch eine Anpreisung und Gebrauchsanweisung seiner Gaben folgen: „'s is alles gut. Alles vom Christkindel. Sie kann alles essen, auch die Nuß. Aber schad wär's halt."

Damit empfiehlt er sich.

Das Fräulein ist wieder allein. Süße, schöner denn je belebte Einsamkeit! . . . „O, du Toni!" und: „Nein, das Kind!" sagt sie unzähligemal. Da hat sie nun die erste Christbescherung erhalten in ihrem ganzen Leben, und das macht ihr einen Eindruck . . . sie wird ganz töricht, als sie sich Rechenschaft von ihm geben will . . . Es ist ein himmelblauer Eindruck, meint sie, und lacht, und strickt dazu. Himmelblau mit goldenen Sternchen, und stellenweise, wo er durchsichtig wird, guckt ein wehmütig grauer Hintergrund heraus. Musik ist auch dabei, die Sternchen klingen. Ein wenig verrückt ist diese Idee . . . sei's darum! Nach einem außerordentlichen Ereignis hat man eben andre als Werkeltagsgedanken — und was fährt Susannen nicht alles durch den Kopf! Viel

angenehmer Unsinn, an den sie beileibe nicht glaubt, den sie sich aber doch vorspiegeln läßt von Dame Phantasie, weil die heute so gut bei Laune ist.

— Wenn ein Kind das Herzensbedürfnis empfand, dich zu beschenken, spricht die alte, ewig junge Faslerin, warum sollten nicht auch Erwachsene es empfinden? Warte nur, was heute noch alles kommt!

Susanne überlegt: Was sollte kommen? Wer sollte mir etwas schenken? Der es tun könnte, der Vetter, ein Familienvater, hat andre Sorgen — und meine übrigen Bekannten sind arme Leute.

Das macht nichts, auch die können geben. Die Blumenresel zum Beispiel, die gerade jetzt, dank deiner Verwendung, dreißig Jubiläumssträuße in der Singerstraße abzuliefern hat, könnte wohl im Vorübergehen eine schöne, frische Rose für dich abgeben. Sie brauchte sich deiner nur zu erinnern, wie der kleine Toni sich deiner erinnert hat . . . Und der Buchbinder Hasse in Lerchenfeld, für den du den Mietzins erlegtest, und der aus Abschnitzeln so allerliebste Notizbüchelchen macht. Ein Dutzend davon hast du ihm abgenommen und gleich verschenkt bis auf eines, das du kindische, alte Person gar zu gern selbst behalten hättest, das rehbraune mit dem vierblättrigen Klee. Du überwandest diese Regung des Geizes, denn Rosi lechzte ja förmlich nach dem Büchlein, im Interesse ihres Liebhabers ohne Zweifel. Wenn nun dem guten Hasse einfiele, was dem Kunzeltoni eingefallen ist, daß auch du am Christabend etwas haben sollst, wenn

der Meister ein solches Büchlein brächte, oder schickte durch die Post . . . Es wäre noch Zeit, eben schlägt's sieben, da kommt der Briefträger ins Haus . . .

Kling! kling! o Tag der Wunder! werden Hirngespinste zu Erlebnissen? — Es hat wieder geläutet! Rosi geht, die Haustür zu öffnen und schreit so laut auf, daß man's deutlich bis ins Zimmer hört: „Jo wos denn? No, so wos . . ." Und schon wirbelt sie herein, und ihr auf dem Fuße folgt ein Kommissionär, dessen Gesicht gerötet und dessen Gang etwas schwankend ist. Er trägt ein mit winzigen Kerzen besteckes, mit dem feinsten Konfekt behangenes Christbäumchen.

Susanne starrt und starrt und bringt keine Silbe über die Lippen.

Umso beredter ist Rosi; die spricht ohne Aufhören: „Von der Freiung Nummer sechzehn is er geschickt, sogt er. No jo, vom Herrn Vetter, und i sog's holt — die Herrschaften . . . 's is lang nix kommen, ober wenn amol wos kommt, kommt wos rechts. Do stellen's es her auf'n Tisch, 's Christbäumerl."

Merkwürdigerweise zögert der Kommissionär; er sieht sowohl Rosi wie Susanne betroffen an und sagt, er habe den Auftrag, das Präsent dem Fräulein persönlich zu übergeben. Die Versicherung Rosis, das Fräulein stehe vor ihm, will ihm nicht einleuchten. Fräulein Rainer mit einem A sei ihm gesagt worden.

„Reiner mit E," berichtigt Susanne, und er wiederholt: „Mit E?" und stellt das Bäumchen auf den Tisch,

um in einer Tasche nach dem Adreßzettel zu suchen, den ihm sein Auftraggeber eingehändigt hat. Rosis Geduld jedoch ist erschöpft. Sie nimmt den Mann bei den Schultern und schiebt ihn mit kräftigen Armen aus dem Zimmer. Der Angetrunkene sucht Widerstand zu leisten, es ist aber vergeblich. „Gib ihm einen Gulden!" ruft Susanne ihrer Dienerin nach, und das kommt mit einem Jauchzen heraus, glückseliger als das der Kunzelkinder. Die Jugend ist die Zeit der Freude, sagen die Leute. Irrtum! Irrtum! alt muß man sein und eine Freude kaum noch erwartet haben, um sie zu begrüßen, wenn sie erscheint, wie Frühlingsodem an einem Wintertag.

Unwillkürlich hat Susanne vor dem Bäumchen die Hände gefaltet. Ich lasse einen Glassturz darüber machen, beschließt sie, an meinem Sterbebette soll es stehen. Mein letzter Blick soll darauf fallen und Gott danken, daß er seine Menschen so gut gegen mich sein ließ.

Wie Susanne das Bäumchen immer aufmerksamer betrachtet, entdeckt sie halb verborgen im Moose, das den zierlichen Stamm umgibt, ein Päckchen in schneeweißem Papier. Sie entfaltet es: sein Inhalt besteht in einem mit rosafarbigem Atlas überzogenen Etui. Auf dem Deckel ist ein Papierstreifen angesteckt, der eine in der mikroskopischen Schrift des Vetters ausgeführte Widmung trägt. Sie lautet:

Es zeigt Dir dieser Stein hier
Was immer ist ohne Dir
Dein Seppel.

Ohne „Dir" und — „Seppel!" O verehrter Joseph! — Nun, ein Scherz, aber, Susanne kann sich nicht helfen, er hat etwas Verletzendes für sie und geradezu von Schwindel wird sie ergriffen, als sie das Etui öffnet und . . . Gott! was blinkt und blitzt ihr entgegen in allen Farben des Regenbogens? — ein wundervoll gefaßter Solitär . . .

Wahrlich, das übersteigt das Maß, innerhalb dessen eine freudige Überraschung noch angenehm ist, das geht in das Gebiet des beunruhigend Unbegreiflichen über.

Am liebsten würde Susanne die Widmung von dem Etui herabnehmen und dieses, sorgfältig verpackt, sogleich mit einigen dankend ablehnenden Zeilen an den Vetter zurückschicken. Doch fürchtet sie, ihn dadurch zu verletzen und beschließt, die delikate Angelegenheit morgen mündlich abzumachen. Halb im Scherz, halb im Ernst wird sie den Vetter fragen, ob er sie für eine Person hält, die man ohne weiteres grausam beschämen darf, und den Solitär an das Herz legen, an dem er seine Heimstätte zu suchen und zu finden hat, das Herz der Gemahlin.

Susanne hat sich in Gedanken alles zurechtgelegt, aber schlafen wird sie heute kaum. Die Sorge um den wertvollen Schmuckgegenstand, den sie gegen ihren Willen in Verwahrung hat, wird ihr die Ruhe rauben. Noch ist sie unentschieden, in welchem ihrer Schränke sie ihn bergen soll, als derbe Schritte das Nahen Rosis anzeigen und Susanne nichts übrig bleibt, als das Päckchen einstweilen wieder im Moose zu verstecken. Mit einem bren-

nenden Wachsstock in der Hand tritt die Magd ein, ist sehr unwirsch und brummt: „Nit zum Wegbringen, der Mensch. Betrunken wie a Kanon am heiligen Obend. Steht noch auf der Stieg'n und studiert sei schmierige Adreß. ‚Nummer fünf heißt's,' sogt er, Nummer drei heißt's, sog i, kennen's nit lesen?"

„Nummer fünf?" fragt das Fräulein beunruhigt, „liebe Rosi, wenn es wirklich fünf hieße und nicht drei?"

Ihr Bedenken wird mit einer Überlegenheit belächelt, die ihr wohltut; dabei zündet die Magd Kerzlein um Kerzlein an. Das reich geputzte Bäumchen erstrahlt in magischem Glanze, und dieser Glanz dringt in alle Seelentiefen Susannens und leuchtet jeden Zweifel, jede leise auftauchende Sorge hinaus.

Sie ist völlig verzückt. Ihr gutes, kleines Mopsgesicht gewinnt einen Ausdruck rührend reiner Freude, und sie sagt glückselig bewegt: „Mein erster Christbaum, Rosi, mein erster Christbaum, Ro — —"

Die zweite Silbe bleibt ihr in der Kehle stecken... Es hat wieder geläutet, hastig, ja wild. Susannens Augen richten sich erschrocken auf ihre Magd. Die jedoch ist ganz übermütig: „Heut geht's ober zu! Jo, jo, vielleicht schickt seine Majestät der Kaiser wos."

Sie enteilt, um die Tür aufzureißen vor der neuen Überraschung, und eine Überraschung ist's, aber was für eine!

Draußen läßt das Drohen und Fluchen einer rauhen Männerstimme sich vernehmen. Ohne anzuklopfen, ohne

die Mütze zu rücken, poltert der Kommissionär ins Zimmer, schimpft fürchterlich, als er die angezündeten Kerzchen am Christbaum erblickt, bläst gleich drei, vier auf einmal aus und fährt Rosi, die ihm auf dem Fuße gefolgt ist, grob an. Er hat es ja gesagt, hinüber auf Nummer fünf gehört das Bäumerl, zur Rainer mit A, und nicht zu einer alten Schachtel mit E. Den Guldenzettel, den sie ihm gespendet hat, wirft er auf den Tisch. Da hat sie, was ihr gehört, und jetzt hofft er nur, daß ihm nichts weggekommen ist, sonst — den Weg zur Polizei kennt er, den braucht ihm niemand zu weisen.

Kurz, nachdem er sich benommen wie in einer Diebshöhle, nimmt er das Bäumchen in den Arm, trampelt davon und schlägt hinter sich die Tür zu, daß alles dröhnt.

Susanne ließ sich auf einen Sessel, nicht, wie sie sonst pflegte aus Rücksicht für den Überzug, niedergleiten, sondern niederfallen; Rosi stand vor ihr, nahm einen Zipfel der blanken Schürze, und steckte ihn in den Gürtel. Ihre Augen funkelten vor Entrüstung, ihre Lippen wurden dick und scharlachrot. Sie kreuzte die nackten Arme und sprach erregt:

„No, dos is aber doch!"

Das Fräulein hat indessen ein stilles Gebet verrichtet: Lieber Gott, gib mir Kraft, vor diesem braven, aber der feinen Politur ermangelnden Mädchen die Würde des Familienlebens meines verirrten Vetters zu wahren. Gib mir Kraft, ich brauche sie; ich glaube, ich habe

keinen Puls, und meine Füße sind ganz steif. Wie mir jetzt ist, so dürfte es der Erde sein, wenn sie dereinst in die Eisperiode tritt. O, meine Sonne, mein Prachtmenschenexemplar — wie siehst du aus!

„Die Rainer," nimmt Rosi wieder das Wort, „dos is die Lokalsängerin, wo neulich so viel in der Zeitung g'standen is. Doß die daneben wohnt, weiß freilich die ganze Straß'n. Doß aber der Herr Vetter zu der ihrer Bekonntschoft g'hört, hätt i mer nit denkt. Hot so a scheene Frau und lauft der schiechen Astel nach."

Susannens Zähne klappern aneinander, die Zunge klebt ihr am Gaumen, doch gelingt es ihr, dank ihrer heroischen Anstrengung, in ziemlich natürlichem Tone zu sagen: „Ja, meine liebe Rosi, die Rainer ist eben eine große Künstlerin."

„So? und drum schickt er ihr wos zu Weihnachten, und vielleicht gar hinterm Rucken der gnädigen Frau?"

„Liebe Rosi," erwidert Susanne zurechtweisend und verleugnet ihre Wahrheitsliebe, um die Familienehre zu schützen, „dieses Geschenk, es wird von ihm und von ihr sein. Es ist so Sitte bei den Herrschaften, daß sie großen Künstlerinnen zu passenden Gelegenheiten Blumen schicken oder — Christbäume."

„Meinen's Fräul'n? — No jo," spricht Rosi mit ihrem gewohnten überlegenen Lächeln und geht, das Abendessen anzurichten, das heute aus Fisch und Gugelhupf besteht. Dazu braut sie einen guten Punsch für sich und ihre Schwestern. Es geschieht ohne Wissen der

Gebieterin, die nicht ahnen darf, daß in ihrem Hause Spirituosen, diese Mörder der Intelligenz, genossen werden.

Während der kleine Betrug an ihr verübt wird, bleibt Susanne ihren traurigen Betrachtungen überlassen.

— Solitär, wenn er nicht bei Fräulein Rainer ist! Ein Ehegatte und Familienvater? — „Ohne Dir . . .“ Sie sind also auf dem Du-Fuße, — „Ohne Dir,“ schauderhaft. Wenn er noch gesagt hätte: „Ohne Dich!“ — Gott, wie tief sinkt man sofort in jeder Hinsicht, wenn man in einer das Gleichgewicht verloren hat.

Tiefbekümmert fragte sich Susanne, ob sie dem ahnungslosen Vetter, hinter dessen tiefstes Geheimnis sie gekommen ist, je wieder unter die Augen wird treten können und gar seiner betrogenen Gattin und seinen armen Kindern, deren Vater, statt für sie zu sparen, Solitäre kauft für Fräulein Rainer.

Zu Tode schämen muß sie sich vor ihnen allen . . . sie, die Mitwisserin einer großen Schuld. Es wird ihr aufs Herz fallen, verdammende Stimmen werden ihr zurufen: Mitwisserin! — Ach, gar zu gern hätte sie sich den morgigen Besuch, vor dem ihr schaudert, erspart, sich krank melden, sich entschuldigen lassen. Doch nein! Sie hat leider schon gelogen am heiligen Abend, sie wird nicht wieder lügen am heiligen Tage. Durch! sagt sie mit Strafford, mitten durch die gehäuften Trümmer ihres schönsten Wahngebildes.

Nun sitzt sie da, die Hände im Schoße, wie sie

nicht mehr gesessen, seitdem sie Totenwache gehalten hat an der Bahre ihrer Großmutter.

Rosi läßt sich wieder sehen, deckt den Tisch, stellt mit berechtigtem Stolze das Abendbrot auf und wünscht guten Appetit. Sie wird beurlaubt und kehrt zu ihren Schwestern zurück, die eben eingetroffen sind.

In der Küche geht es munter zu. Man schmaust, man plaudert, man findet des Kicherns kein Ende.

Susanne nickt zustimmend mit dem Kopfe, so oft sie lachen hört: „Freut euch des Lebens, ihr Armen, euch glüht ja noch das Lämpchen des Glaubens an die Menschen," sagt sie leise und würgt einige Stückchen Fisch hinunter.

Sie tut es nur, um Rosi, wenn die am nächsten Tage fragen sollte: „Hat's g'schmeckt?" erwidern zu können: „Es war so gut, daß ich nicht alles auf einmal verspeisen wollte und mir etwas aufgehoben habe für heute." — Ach Gott ja, morgen ist wieder ein Heute und übermorgen auch, und so geht es fort und dürfte noch lange fortgehen, denn Susanne hat eine eiserne Gesundheit. Vor ihr liegt ein weiter, ein einsamer Weg. Die Menschen, denen sie Gutes tut, was ist sie ihnen? Eine unermeßlich reiche Person, die einen Teil ihres Überflusses dazu verwendet, sie aus drückender Not zu befreien. Mit der Erinnerung an diese schwindet auch die Erinnerung an die Befreierin.

Stunden verfließen. Im Hause ist alles still geworden. Das Fräulein geht, sich zu überzeugen, ob die

Wohnungstür versperrt und verriegelt und die Sicherheitskette vorgelegt ist. Jawohl, so müde und schläfrig Rosi gewesen sein mag, sie hat alles in Ordnung gebracht, ehe sie zur Ruhe ging. Brave Person! Eine brave Dienerin zu haben, ist ein Glück, das ein einzeln stehendes weibliches Wesen nicht genug schätzen kann. Als Susanne in ihrem Schlafzimmer niederkniet zum Abendgebet, dankt sie dem Himmel ganz besonders für diese Gnade; sie betet überhaupt sehr lange, gibt immer wieder einige Vaterunser zu für einen vom rechten Wege weit Abgeirrten.

Endlich legt sie sich zu Bette und will schlafen. Aber der Wille gebietet dem Schlaf nicht, verscheucht ihn im Gegenteil durch energisches Herbeirufen. Schweige denn, Wille, weichet hinweg, Gedanken! Ein tiefer, gesunder Schlaf wird Susannen heute schwerlich erquicken, doch vielleicht gelingt es ihr, in einen ihre Traurigkeit abstumpfenden Dusel zu kommen. So dämmert sie hin in der Finsternis, die rings um sie, die in ihr herrscht, schließt die Augen und rührt sich nicht.

Nach einer Weile, was sieht sie mit ihren geschlossenen Augen? Gerade vor sich das Erglimmen eines schwachen Lichtscheines. Er wird immer heller und geht von einer vergoldeten Nuß aus, die langsam über den Rand des Bettes aufsteigt, wie ein kleinwinziger Mond. Das Licht, das er verbreitet, ist warm wie das Leben und rosig wie junge Liebe. Allmählich nimmt er eine noch schönere Färbung an, und darüber braucht man sich nicht zu wundern, denn die Morgenröte ist dazu gekommen,

eine herrlich strahlende Morgenröte, die das Nahen der Sonne verkündet, und da flammt sie auch schon empor in Gestalt eines feuerfarbigen Apfels. Als Herold, mit etwas defektem Federbusch, sprengt ein gelber Reiter vor ihr her. Er gibt seinem Rosse die Sporen, ein mächtiger Satz, und da steht er salutierend auf dem Federbette des Fräuleins.

Sie fährt auf, schlägt sich vor die Stirn, hat im Nu Licht gemacht, schlüpft in ihre Pantoffelchen und eilt ins Nebenzimmer.

Da liegt auf dem Tische vergessen ihre Christbescherung, der sichtbare Beweis, daß es doch ein Wesen gibt, das sich ihrer am heiligen Abende erinnert und das — selbst ein Kind, die Geschenke des Christkindleins mit ihr geteilt hat.

Dieses wunderbare Ereignis ist ihr aufgespart worden, ihr, der alten Jungfer, die gar keinen Anspruch machen darf auf die Liebe von Kindern. Kürzlich erst hat sie ein solches Glück erfahren, und statt sich seiner innigst zu freuen, setzt sie sich hin, die undankbare Kröte! und melancholisiert und überläßt sich feigem Selbstbedauern!

Beschämt und reuig, aber mit einer sozusagen wonnegetränkten Seele ergriff Susanne ihren Husaren, ihren Apfel, ihre Nuß und begab sich zurück ins Schlafgemach. Bevor sie ihr Lager wieder aufsuchte, legte sie die Geschenke Tonis auf das Nachtkästchen in der selben Reihenfolge, die er ihnen mit Ordnungssinn und feinem Gefühle für Rangunterschiede angewiesen hatte.

Sie blieb hellmunter und überließ sich heiteren Vorstellungen, deren Mittelpunkt Toni bildete.

Was für treuherzige Augen er hat und treuherzig ist er und warmherzig dazu, das sprach sich gar deutlich in seinem Handkuß aus. Welch ein Unterschied zwischen diesem und den Quasi-Handküssen des höflichen Neffen und der zierlichen Nichte. Susanne erinnert sich vieler kleiner Züge, die ihr im Benehmen Tonis angenehm aufgefallen sind: des Ernstes, den sie so oft an ihm bewundert hat, des Buckels voll Sorgen, den er macht, wenn die jüngeren Geschwister seiner Obhut anvertraut werden. Er nimmt seinen Teil der häuslichen Sorgenlast auf seine jungen Schultern. Und brav ist er und verläßlich und hat noch nie vergessen, einen Auftrag, den das Fräulein ihm gab, zu bestellen.

Zum Pfadfinder und Genie scheint Toni — wohl ihm! — keine Anlage zu haben, aber ein vortrefflicher Mann, geschickt in seinem Fache, ein Muster für seine Standesgenossen, die Vorsehung seiner Gehilfen könnte er werden, wenn er eine tüchtige Erziehung, wenn er Bildung bekäme, die echte, die von innen heraus kommt, den Wert des Menschen erhöht und den Stolz auf seinen Wert verringert.

— Wenn er die bekommen könnte? fragt Susanne und ruft auf einmal laut aus: „Er soll sie bekommen!"

Ein Gedanke über alle Gedanken ist raketenartig in ihr emporgeschossen; sie setzt sich auf in ihrem Bette, sie lacht und weint. Es vergeht eine lange Zeit, bevor die

hochgehenden Fluten ihrer Empfindungen sanft und selig verebben. Endlich liegt ihr Kopf wieder auf dem Kissen, sie atmet leicht und wird gut schlafen.

Vorher aber komm noch einmal, Freundin Phantasie, und male ihr die am morgigen Tage bevorstehenden Ereignisse deutlich aus.

Sie sieht sich, schon um acht Uhr früh, in größter Parade und mit der Spitzencoiffe, federnden Ganges hinüber wandeln zu den Nachbarn Kunzel. Die Bedienerin läßt sie ein, und sie findet die Familie, wie immer zu dieser Stunde an einem Feiertage, um den Frühstückstisch versammelt.

Beim Eintreten des verehrten und unerwarteten Gastes springen alle auf. Sie aber spricht: „Sitzen bleiben! Ich allein stehe, wie sich's gehört für eine Bittende. Lieber Meister, liebe Meisterin, erlauben Sie mir, den Toni zu adoptieren. Er bleibt Ihr Sohn und wird auch der meine, und im nächsten Jahre nehme ich als Familienglied Teil an Ihrem Weihnachtsfeste."

Die Spitzin.

Zigeuner waren gekommen und hatten ihr Lager beim Kirchhof außerhalb des Dorfes aufgeschlagen. Die Weiber und Kinder trieben sich bettelnd in der Umgebung herum, die Männer verrichteten allerlei Flickarbeit an Ketten und Kesseln und bekamen die Erlaubnis, so lange dazubleiben, als sie Beschäftigung finden konnten und einen kleinen Verdienst.

Diese Frist war noch nicht um, eines Sommermorgens aber fand man die Stätte, an der die Zigeuner gehaust hatten, leer. Sie waren fortgezogen in ihren mit zerfetzten Plachen überdeckten, von jämmerlichen Mähren geschleppten Leiterwagen. Von dem Aufbruch der Leute hatte niemand etwas gehört noch gesehen; er mußte des Nachts in aller Stille stattgefunden haben.

Die Bäuerinnen zählten ihr Geflügel, die Bauern hielten Umschau in den Scheunen und Ställen. Jeder meinte, die Landstreicher hätten sich etwas von seinem Gute angeeignet und dann die Flucht ergriffen. Bald aber zeigte sich, daß die Verdächtigen nicht nur nichts entwendet, sondern sogar etwas dagelassen hatten. Im hohen Grase neben der Kirchhofmauer lag ein splitter-

nacktes Knäblein und schlief. Es konnte kaum zwei Jahre alt sein und hatte eine sehr weiße Haut und spärliche hellblonde Haare. Die Witwe Wagner, die es entdeckte, als sie auf ihren Rübenacker ging, sagte gleich, das sei ein Kind, das die Zigeuner, Gott weiß wann, Gott weiß wo, gestohlen und jetzt weggelegt hätten, weil es elend und erbärmlich war und ihnen niemals nützlich werden konnte.

Sie hob das Bübchen vom Boden auf, drehte und wendete es und erklärte, es müsse gewiß irgendwo ein Merkmal haben, an dem seine Eltern, die ohne Zweifel in Qual und Herzensangst nach ihm suchten, es erkennen würden, „wenn man das Merkmal in die Zeitung setze". Doch ließ sich kein besonderes Merkmal entdecken und auch später, trotz aller Nachforschungen, Anzeigen und Kundmachungen weder von den Zigeunern noch von der Herkunft des Kindes eine Spur finden.

Die alte Wagnerin hatte es zu sich genommen und ihre Armut mit ihm geteilt, nicht nur aus Gutmütigkeit, sondern auch in der stillen Hoffnung, daß seine Eltern einmal kommen würden in Glanz und Herrlichkeit, es abzuholen und ihr hundertfach zu ersetzen, was sie für das Kindlein getan hatte. Aber sie starb nach mehreren Jahren, ohne den erwarteten Lohn eingeheimst zu haben, und jetzt wußte niemand, wohin mit ihrer Hinterlassenschaft — dem Findling. Ein Armenhaus gab es im Dorfe nicht, und die Barmherzigkeit war dort auch nicht zu Hause. Wen um Gottes Willen ging das halbverhungerte Geschöpf etwas an, von dem man nicht ein-

mal wußte, ob es getauft war? „Einen christlichen Namen darf man ihm durchaus nicht geben," hatte der Küster von Anfang an unter allgemeiner Zustimmung erklärt; aber auf die Frage der Wagnerin: „Was denn für einen?" keine Antwort gewußt. „Geben's ihm halt einen provisorischen," war die Entscheidung gewesen, die endlich der Herr Lehrer getroffen, und die halb taube Alte hatte nur die zwei ersten Silben verstanden und den Jungen Provi und nach seinem Fundorte: Kirchhof genannt. Nach ihrem Tode waren alle darüber einig, daß dem Provi Kirchhof nichts besseres zu wünschen sei, als eine recht baldige Erlösung von seinem jämmerlichen Dasein. Der Armselige lebte vom Abhub, kleidete sich in Fetzen — abgelegtes Zeug, ob von kleinen Jungen, ob von kleinen Mädchen, galt gleich — ging barhäuptig und barfüßig, wurde geprügelt, beschimpft, verachtet und gehaßt, und prügelte, beschimpfte, verachtete und haßte wieder. Als für ihn die Zeit kam, die Schule zu besuchen, erhielt er dort zu den zwei schönen Namen, die er schon hatte, einen dritten: „der Abschaum", und tat, was in seinen Kräften lag, um ihn zu rechtfertigen.

Da war im Orte die brave Schoberwirtin. Im vergangenen Herbst hatte Provi in einem Winkel ihrer Scheuer eine Todeskrankheit durchgemacht, ohne Arzt und ohne Pflege. Nur die Schoberin war täglich nachsehen gekommen, ob es nicht schon vorbei sei mit ihm und hatte ihm jeden Morgen ein Krüglein voll Milch hingestellt. Die Gewohnheit, ihm ein Frühstück zu spenden, behielt

sie bei, auch nachdem er gesund geworden war. Pünktlich um fünf fand er sich ein, blieb auf der Schwelle der Wirtsstube stehen und rief: „Mei Müalch!“ Er bekam das Verlangte und ging seiner Wege. Einmal aber ereignete sich etwas ganz Ungewöhnliches. Der Wirt, der sonst seinen Abendrausch regelmäßig im Bette ausschlief, hatte ihn diese Nacht auf der Bank in der Wirtsstube ausgeschlafen und erwachte in dem Augenblick, als Provi auf die Schwelle trat und rief: „Mei Müalch!“

Was sagte der Lackel? Was wollte er? Schober dehnte und reckte sich. Ein verflucht kantiges Lager hatte er gehabt, seine Glieder schmerzten ihn, und seine Laune war schlecht. Der grobe Klotz Provi fand heute an ihm einen groben Keil. „Nicht zu verlangen, zu bitten hast, du Lump! Kannst nicht bitten?“

Der Junge riß die farblosen Augen auf, sein schmales Gesicht wurde noch länger als sonst, der große, blasse Mund verzog sich und sprach: „Na!“

Die Früchte, die ihm dieses Wort eintragen sollte, reiften sogleich. Schober sprang auf ihn zu, verabreichte ihm sein Frühstück in Gestalt einer tüchtigen Tracht Prügel und warf ihn zur Tür hinaus. Solche kleine Zwischenfälle machten aber keinen Eindruck auf den Jungen. Wie alltäglich fand er sich am nächsten Morgen wieder ein und forderte in gewohnter Weise „seine“ Milch. Die Wirtin gab sie ihm, aber eine gute Lehre dazu:

„Du mußt bitten lernen, Bub, weißt? — bitten. Bist schon alt genug, bist g'wiß — ja, wenn man bei

dir nur was g'wiß wüßt! — g'wiß schon vierzehn. Also merk dir, von morgen an: Wenn's kein Bitten gibt, gibt's keine Milch." Sie blieb dabei, ob es ihr auch schwer wurde. Wie schwer, sah Provi wohl, und es war ihm ein Genuß, eine Befriedigung seiner Lumpeneitelkeit. Ihm, dem Ausgestoßenen, dem Namenlosen, war Macht gegeben, der reichsten Frau im ganzen Orte Stunden zu trüben und die Laune zu verderben. Sie blickte ihm mit Bekümmernis nach, wenn er ohne Gruß an ihrer Tür vorüberging, zur Arbeit in den Steinbruch.

Dort taglöhnerte er jetzt beim Wegemacher, der ihn in Kost genommen und ihm ein Obdach im Ziegenstall gegeben hatte. Der Wegemacher brauchte nicht, wie die andern Leute, den Umgang mit Provi für seine Kinder zu fürchten. Die fünf Wegemacherbuben konnte der Auswürfling nichts Böses lehren, sie wußten ohnehin schon alles und waren besonders Meister in der Tierquälerei. Die Ziegen, Kaninchen, die Hühner, die ihnen untertan waren, und der Haushund, die unglückliche Spitzin, gaben Zeugnis davon, ihre Narben erzählten davon und ihre beschädigten Beine und ihre gebrochenen Flügel. Provi fand sein Ergötzen an dem Anblick der Roheit, den er jetzt stündlich genießen konnte. Er fing für die kleineren der Buben Vögel ein und gab sie ihnen „zum spielen", und diese Opfer konnten von Glück sagen, wenn sie kein allzu zähes Leben hatten.

Das ärmste von den armen Tieren der Wegemacherfamilie war aber die alte Spitzin. Sie lief nur noch

auf drei Beinen und hatte nur noch ein Auge. Ein Fußtritt des erstgeborenen unter ihren Peinigern hatte sie krumm, ein Steinwurf sie halb blind gemacht. Trotz dieser Defekte trug sie ihr impertinentes Näschen hoch und ihr Schwänzchen aufrecht, bellte jeden fremden Hund, der sich blicken ließ, wütend an, und ihre Beschimpfungen gellten ihm auf seinem Rückzuge nach. Die Söhne des Wegemachers fürchtete, ihn selbst haßte sie, weil er ihr ihre kaum geborenen Jungen immer wegnahm und, bis auf ein einziges, in den See warf.

Zur Zeit, in der Provi beim Wegemacher Steine klopfte und Sand siebte, bekam die Spitzin noch im Greisenalter abermals Junge, ihrer vier, von denen drei gleich ins Wasser mußten. Sie konnte kaum eines mehr ernähren, sie war zu alt und zu schwach, und es sah ganz danach aus, als ob sie nicht mehr lange leben sollte. Das Geschäft des Ersäufens übertrug der Vater an jenem Tage seinem Ältesten, dem Anton, und dem machte etwas, das einem anderen Geschöpfe wehtat, dieses Mal kein Vergnügen. Die Spitzin war bissig wie ein Wolf, wenn sie Junge hatte.

„Der Vater fürcht si vor ihr", sagte Anton zu Provi, „drum schickt er mi. Komm mit, halt sie, wenn ich ihr die Jungen nimm, halt ihr's Maul zu, daß s' mi nit beißen kann."

Im Holzverschlag neben dem Ziegenstalle, auf einer Handvoll Stroh, lag zusammengeringelt die schwarze Spitzin, und unter ihr und um sie herum krabbelten ihre

Kleinen und winselten und suchten mit blinden Augen und tasteten mit weichen, hilflosen Pfötchen.

Die Spitzin hob den Kopf, als die Knaben sich ihr näherten, ließ ein feindseliges Knurren vernehmen, fletschte die Zähne.

„Dummes Viech, grausliches!“ schrie Anton und streckte halb zornig, halb ängstlich die Hand nach einem der Hündchen aus. „Halt sie! halt sie! daß s' mi nit beißt!“

Schon recht, wenn s' di beißt, dachte Provi. Es fiel ihm nicht ein, sich um Antons willen in einen gefährlichen Kampf mit der Hündin einzulassen; nur um die eigene Sicherheit war ihm zu tun, und so nahm er seine Zuflucht zu einer Kriegslist, kauerte auf den Boden nieder und hob mit kläglicher Stimme an: „O die orme Spitzin, no jo, no jo! Ruhig, orme Spitzin, so, so . . . ma tut ihr jo nix, ma nimmt ihr jo nur ihre Jungen, no jo, no jo!“

Die Spitzin zauderte, knurrte noch ein wenig, doch mehr behaglich jetzt als bösartig. Die Worte, die Provi zu ihr sprach, verstand sie nicht, aber ihren sanften, beschwichtigenden Ton verstand sie und dem glaubte sie. Was wußte die Spitzin von Arglist und Heuchelei? Ein Mensch sprach einmal gütig zu ihr, so war auch seine Meinung gütig. Sie legte sich wieder hin, ließ sich streicheln, schloß bei der ungewohnt wohltuenden Berührung wie zu wonnigem Schlafe ihr Auge. Die Schnauze steckte sie in Provis hohle Hand und leckte sie ihm dankbar und zärtlich.

„No — also no!“ rief der den Kameraden an: „Pack 's z'amm. Mach g'schwind!“

Anton griff zu, und im nächsten Augenblicke sprang er auch schon mit drei Hündchen in den Armen aus dem Verschlag, in großen, fröhlichen Sätzen über die Straße, die Uferböschung zum See hinab. Provi folgte ihm eiligst nach; den Hauptspaß, mit anzusehen, wie die Hündchen ertränkt wurden, konnte er sich nicht entgehen lassen.

Es war merkwürdig, daß von nun an die Nachbarschaft der Spitzin dem Provi völlig widerwärtig zu werden begann. Nur schlecht gefügte Bretter trennten seine Schlafstätte von der ihren, und jede Nacht störte sie ihn mit ihrem Gewinsel. Im Kopfe der Alten war ein „Nadel laufet“ worden, sonst hätte sie doch nach einiger Zeit begriffen: Die Jungen sind fort und nie, nie mehr zu finden, und man muß endlich aufhören, nach ihnen zu suchen. Dieses Mal hörte sie nicht auf. Sie mußte von einem Tag zum andern immer wieder vergessen, daß sie gestern schon alle Winkel umsonst durchsucht hatte. Sie schnüffelte, sie kratzte an der Tür, scharrte ihr bißchen Stroh auseinander und wieder zusammen, kroch hinter den Holzstoß, drängte sich in die Ecke, in der die Werkzeuge lehnten, warf einmal ein Paar Schaufeln um und flüchtete voll Entsetzen. Eine Zeitlang war Ruhe, dann trippelte sie wieder herum und suchte und suchte! Und ihr Trippeln weckte ihn, an dem früher die brüllenden Rinderherden vorüber gezogen waren, ohne ihn im Schlafe zu stören.

Wenn er schlief, schlief er, verschlief Hunger und Müdigkeit; dazu vor allem brauchte er den bombenfesten Schlaf, um den er plötzlich gekommen war, denn jetzt schrak er auf beim Herumgehen und Schnüffeln der Alten. Und kalte Schweißtropfen liefen ihm über die Stirn in der „Baracken", der den ganzen Tag die Sonne aufs Dach schien, und in der es so heiß war, daß es in der Hölle nicht heißer sein kann . . . Ob das auch mit rechten Dingen zuging, ob nicht etwas Übernatürliches dahinter steckte? Freilich, der Anton sagt, es gibt nix Übernatürliches. Aber der Allergescheiteste ist der Anton am Ende doch nicht und dem Provi ist manchmal sogar vorgekommen, daß er ein großer Esel ist; was man allerdings nicht sagen darf, ohne furchtbar gedroschen zu werden von ihm und von seinem Vater; Provi weiß das aus Erfahrung.

An den Wegemacherleuten hatte er seine Meister gefunden; die bändigten ihn mit Schlägen und mit Hunger. „Sticht dich der Hafer?" hieß es bei der geringsten Widersetzlichkeit, und von der elenden und ungenügenden Ration zog ihm sein Herr die Hälfte ab.

Jeder andere wäre schon draufgegangen, sagte er sich selbst; er jedoch wollte nicht draufgehen, er wollte noch viel Zeit haben, um den Menschen alles Böse, das sie ihm getan hatten, mit Bösem zu vergelten. Daß es auch einige gab, die ihm Gutes getan hatten, war längst vergessen; und was die Schoberwirtin betraf, die alte Hex, gegen die hegte er einen unversöhnlichen Groll.

Warum schenkte sie ihm nichts mehr, sie, die so vieles Geld hatte und so viele Sachen? Sie wußte gewiß nicht, wohin mit ihrem Reichtum und gab doch nichts umsonst, wollte gebeten werden um ein paar armselige Tropfen Milch. Wie sie ihn ansah, wenn er vorüberging . . . förmlich herausfordernd: So bitt doch! — Die Krot, die! die konnte warten. Einmal hatte sie ihn gar angesprochen: „Du schaust aus! Wie der leibhaftige Hunger schaust aus! Hast noch nicht bitten g'lernt?" Er rief ihr ein freches Schimpfwort zu und schritt weiter.

Eine Woche verging. Immer noch hatte die Spitzin sich nicht ganz beruhigt, suchte und schnüffelte immer noch, besonders bei Nacht, in ihrem Verschlage herum. So geschah es, daß sie den Provi einst zu besonders unglücklicher Stunde weckte. Er hatte sich so spät erst auf seiner Lagerstätte aus Hobelspänen und schmutzigem Heu hinstrecken können, weil er noch, nach beendetem Arbeitstage, die Ziegen, die der Wegemacher ins nächste Dorf verkauft, dorthin hatte treiben müssen. Und auch jetzt kein Ende der verfluchten Plackerei, nicht wenigstens ein paar Stunden ungestörten Schlafes? Die Spitzin scharrte und suchte und suchte, und Provi drohte und polterte mit den Füßen gegen die Bretterwand. Sie gab nach, ein Stück von ihr fiel krachend hinüber ins Bereich der Spitzin. Sie stieß ein erschrockenes Gebell hervor, das Kleine winselte, dann war alles still. „Teixel überanander, wirst jetzt an Fried geben, Rabenviech?"

murmelte Provi und legte sich zurecht und zog die Kniee bis zum Kinn herauf, denn so „schlief es sich ihm am besten". Aber just jetzt wollte es mit dem Einschlafen nicht gehen, trotz der Stille und trotz seiner Erschöpfung und trotz seiner Schlaftrunkenheit! Allerlei Gedanken kamen einhergeschlichen, ganz neue Gedanken, nie von ihm gedachte. Ja, die Spitzin war ein Rabenviech mit ihrer Sucherei; wenn aber seine Mutter auch so gewesen wäre wie sie und so rastlos nach ihm gesucht hätte, sie hätte ihn gewiß gefunden; er hatte ja in der Zeitung gestanden, er war angeschlagen gewesen auf dem Bezirksamt. Am End hat sie sich's gar nicht verlangt, ihn zu finden. Die Zigeuner haben ihn am End gar nicht gestohlen, seine Mutter — „die Miserabliche!" hat ihn ihnen am End geschenkt, noch drauf gezahlt vielleicht, daß sie ihn nehmen . . . No jo! vielleicht wird sie sich seiner geschämt haben, war vielleicht was hohes, eine Bauerstochter oder eine Wirtstochter . . . Verfluchter Kuckuck! wenn sie so eine Wirtstochter gewesen wäre und ihn behalten hätte . . . Alle Sonntag würde er sich seinen Rausch angetrunken haben und den Montag hätte er immer blau gemacht und im Wirtshaus und auf der Kegelbahn geraucht, getrunken, gerauft. Ein Götterleben malte er sich aus, als — verfluchtes Rabenviech! die Spitzin nebenan wieder anfing zu stöhnen und zu kratzen und ihn aus seinen Träumen riß, die so wonnig gewesen waren. Voll Zorn richtete er sich auf, nahm ein Scheit Holz, trat über die niedergeworfenen Bretter in den Ver-

schlag des Hundes und führte knirschend wuchtige Schläge gegen den Boden, auf dem die Spitzin im Dunkeln ängstlich umherschoß. Er sah nicht, wohin er traf, er drosch zu nach rechts und nach links, vorwärts und rückwärts und endlich — da hatte er sie erwischt, da zuckte etwas Weiches, Lebendiges unter seinem wütend geführten Hieb. Ein kurzes, klägliches — ein anklagendes Geheul ertönte, gellte grell und förmlich schmerzhaft an Provis Ohr. Es überrieselte ihn. Was für ein seltsames Geheul das gewesen war . . . „No jo" — das „Rabenviech" hat jetzt genug, wird Ruh geben, eine Weile wenigstens.

Er kehrte zu seiner Lagerstätte zurück, kauerte sich zusammen und schlief gleich ein.

Nach ein paar Stunden erwachte er plötzlich. Die aufgehende Sonne sandte einen feurigen Strahl aus, der ihm durch eine Luke in der Tür des Verschlages und durch die Bresche in der Wand leuchtend rot ins Gesicht blitzte. Er öffnete die Augen und stand auf. Die Spitzin kam ihm plötzlich und recht unbehaglich ins Gedächtnis. Wenn er sie „so" totgeschlagen haben sollte heute nachts, würde der Wegemacher, der keinen Eingriff in sein Eigentum duldete, schwerlich versäumen, ihn selbst halbtot zu schlagen. „No jo!" dachte er und fuhr mit den zehn Fingern durch seine staubigen Haare, um die Heustengel zu entfernen, die sich in ihnen verfangen hatten.

Da rührte sich etwas zwischen den Brettern, da kroch es langsam heran. Die Spitzin kroch heran und schleppte ihr Junges im Maul herbei. Sie hatte es an

der Nackenhaut gefaßt und benetzte es mit ihrem Blute; denn es floß Blut aus ihrem Maule, ein dünner Faden, die Brust entlang. Zu Provi schleppte sie ihr Junges, legte es vor ihn nieder, drückte es mit ihrer Schnauze an seine nackten Füße und sah zu ihm hinauf.

Und ihr Auge hatte eine Sprache, beredter als jede Sprache, die die schönsten Worte bilden kann. Sie äußerte ein grenzenloses Vertrauen, eine flehentliche Bitte und man mußte sie verstehen. Wie das Sonnenlicht durch die geschlossenen Lider Provis gedrungen war, so drang der Ausdruck dieses Auges durch den Panzer, der bisher jede gute Regung von der Seele des Buben ferngehalten hatte.

— „Jo! jo!" stahl es sich von seinen Lippen. Er antwortete ihr, die nun hinfiel, zuckte, sich streckte . . . . die er erschlagen hatte und die gekommen war, ihm sterbend ihr Kleines anzuvertrauen.

Provi zitterte. Eine fremde, unwiderstehliche Macht ergriff ihn, umwirbelte ihn wie ein Sturm. Sie warf ihn nieder, sie zwang ihn, sein Gesicht auf das Gesicht des toten Hundes zu pressen und ihn zu küssen und zu liebkosen. Sie war's, die aus ihm schrie: „Jo du! Jo du! — du bist a Muatta g'west!" Sein Herz wollte ihm zerspringen, ein Strom von wildem Leid, von quälender Pein durchtobte es und erschütterte es bis auf den Grund. Ein vom himmlischen Schmerze des Mitleids erfülltes Kind wand sich schluchzend auf dem Boden und weinte um die alte Spitzin und weinte über ihr

Kleines, das sich an seine Mutter drängte und sie anwinselte und Nahrung suchte an dem früher schon so spärlich fließenden und jetzt gänzlich versiegten Quell.

„'S is aus, da kriegst nix mehr", sagte Provi, nahm das Hündchen in seine Hände, legte es an seine Wange und hauchte es an; es zitterte und winselte gar so kläglich. „Hunger hast, Hunger hast, no jo! no jo!" — Was anfangen mit dem anvertrauten Gut? „Verfluchter Kuckuck," wenn doch noch die Ziegen da wären! Er würde eine melken, er tät's, trotz der schrecklichen Strafe, die drauf steht. Aber die Ziegen sind fort, und bis ihm jemand im Wegemacherhaus einen Tropfen Milch für einen Hund schenkt, da kann er lang warten. „Ins Wasser dermit!" wird's heißen, sobald sie hören, daß die Spitzin tot ist.

„Ins Wasser kummst," sagte er zum Hündchen, das etwas von dem guten Glauben der Mutter an ihn geerbt haben mußte; es schmiegte sich an seinen Hals, saugte an seinem Ohrläppchen und klagte ihm seinen Hunger mit Stöhnen und Wimmern.

„No jo! —" er wußte schon; nur wie zu helfen wäre, wußte er nicht. Was soll er ihm zu essen geben? Um zu vertragen, was er hinunterschlingt, dazu gehört ein anderer Magen, als so ein Kleines hat . . . Aber — verfluchte Krot! — jetzt kam ihm eine Eingebung, jetzt wußte er auf einmal doch, wie zu helfen wäre. Aber — verfluchte Krot! Dieses Mittel konnte er nicht ergreifen — lieber verhungern. Der Entschluß saß eisen-

fest in seinem oberösterreichischen Dickschädel . . . Freilich dämmerte ihm eine Erkenntnis auf, von der er gestern keine Ahnung gehabt hatte — verhungern lassen ist noch etwas ganz anderes, als verhungern. Das Kleine gab das Saugen am Ohrläppchen auf; davon wurde es ja doch nicht satt. In stiller Verzweiflung schlossen sich seine kaum dem Lichte geöffneten Augen, und Provi fühlte es nur noch ganz leise zittern.

Gequält und scheu blickte er zur toten Spitzin nieder. Ja, wenn das Junge leben soll, darf man ihm die Mutter nicht erschlagen.

„No, so kumm!" stieß er plötzlich hervor und sprang aus dem Stall in den Verschlag und schritt resolut vorwärts und dem Dorfe zu, biß die Zähne zusammen, daß sie knirschten, sah nicht rechts noch links und ging unaufhaltsam weiter.

Noch rührte sich nichts auf den Feldern, erst in der Nähe der Häuser fing es an, ein wenig lebendig zu werden. Ein schlaftrunkener Bäckerjunge schritt über die Straße zum Brunnen, der Knecht des Lohbauers spannte einen dicken Rotschimmel vor den Streifwagen. Aus dem Tor des Wirtshauses kam die alte Magd, von jeher Provis erklärte Feindin. Voll Mißtrauen beobachtete sie sein Herannahen, erhob die Faust und befahl ihm, sich zu packen. Ihn störte das nicht, er ging an ihr vorbei wie einer, der mit dem Kopfe durch die Wand will. Finster und entschlossen, das Kinn auf die Brust gepreßt, trat er durch die offene Küchentür. Die Wirtin, die am

Herde stand, wandte sich . . . „Grad zum fürchten" sah der Bub aus, und seine Stimme klang so rauh und hatte etwas so schmerzhaftes, als ob ihr Ton die Kehle zerrisse, durch die er gepreßt wurde:

„Schoberwirtin, Frau Schoberwirtin, i bitt um a Müalch."

Das war die Wendung in einem Menschenherzen und in einem Menschenschicksal.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Inhalt.

Seite

1. Glaubenslos? 1
2. Fräulein Susannens Weihnachtsabend 197
3. Die Spitzin 223

82194
LG
L1685
Author Ebner-Eschenbach, Marie von
Title Gesammelte Schriften. Vol. 2.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU